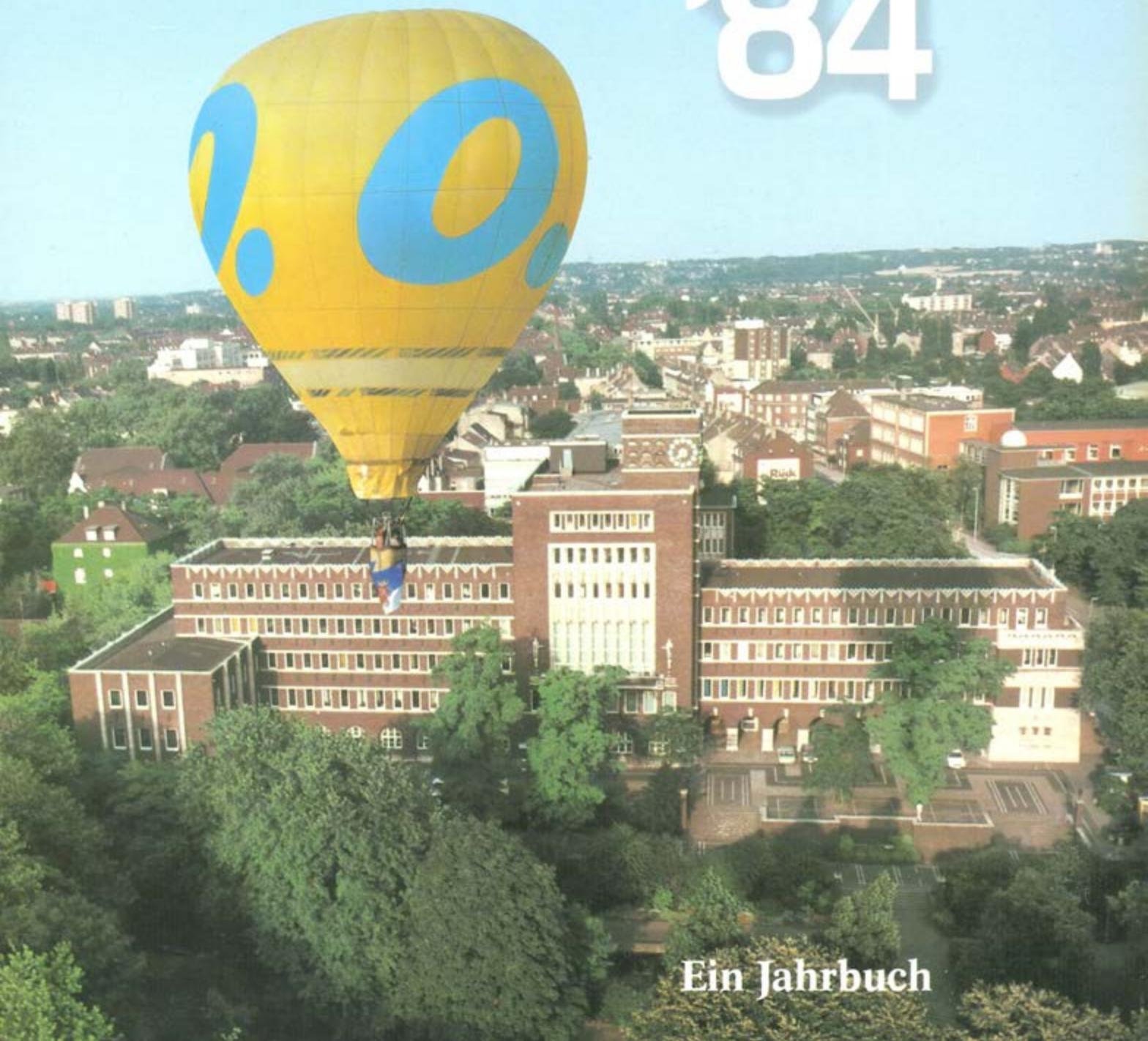


# 1984

Hans-Peter Groels <b>Oberhausen aus dem Korb</b> / Impressionen aus einem Heißluftballon über unserer Stadt	6
Gerda Susanne Buschhausen <b>Die Evangelische Kirche in Holten</b> / Eine 650 Jahre alte Kirche in unserer Stadt	23
Dietrich Behrends <b>„Prunkbau“ auf dem Galgenberg ärgerte die Franzosen</b> / Seit der Gebietsreform 1929 hat unsere Stadt drei Rathäuser	28
Bernhard Mensch <b>Schloß Oberhausen ein kulturelles Zentrum</b> / Bekannte und unbekannt Kunstwerke in der Städtischen Galerie	42
Manfred Lennings <b>225 Jahre Ruhrindustrie</b> / Mit der Gründung der GHH entwickelte sich unsere Stadt	48
Wolfgang Ruf <b>Weg zum Nachbarn</b> / Westdeutsche Kurzfilmtage	61
Kathrin Schwabe <b>Moderne Globetrotter</b> / Aus der Arbeit eines Oberhausener Unternehmens im Ausland	67
Irmhild Piam <b>90 Jahre Qualität in Metall</b> / Die Geschichte eines Oberhausener Stahl- und Metallbaubetriebes	71
Michael Schmitz <b>Die Theatercafé-Ballade von der schönen Müllerin</b> / Erinnerungen an Schauspieler, deren Karriere in Oberhausen begann	75
Helmut Stoltenberg <b>Die Kirmes sind wir</b> / Oberhausener Schaustellerfamilien erzählen	81
Klaus Offergeld <b>Einstieg in die zweite Karriere</b> / Über Menschen und Schicksale im Berufsförderungswerk Oberhausen	85

Solveig Kiock <b>Fern der Heimat</b> / Leben, Arbeit und Freizeit unserer ausländischen Mitbürger	90
Claus Gercke <b>Eine Stadt ändert ihr Gesicht</b> / 15 Jahre Oberhausener Stadtentwicklung	94
Gerhard Deuster <b>Energie Pionier EVO</b> / Das wegweisende Fernwärme-Konzept Oberhausen	99
Horst Schmitz <b>Brief aus Middlesbrough</b> / Eine Reise zu unserer Partnerstadt	102
Edmund Koch <b>Willi Wülbecks Weltmeisterschaft – auch Krönung für Hans Raff</b> / Ein Mann, der bedeutende Talente formte	105
<b>Galerie am Kredit und Kulisse für das politische Welttheater</b>	110

# OBERHAUSEN '84



Ein Jahrbuch

**TITELBILD:**

*Spektakulärer Start zwischen den Bäumen  
des Grillo-Parks vor der  
imposanten Kulisse des Rathauses*

**HERAUSGEBER:**

*Plitt Verlag Oberhausen  
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen  
und mit freundlicher Unterstützung  
der Stadtparkasse*

*© Alle Rechte vorbehalten  
Nachdruck auch auszugsweise nur mit  
Genehmigung des Verlages*

**KONZEPTION UND REDAKTION:**

*Friedhelm Fox, Ha-Jo Plitt, Rolf Weihrauch*

**GESTALTUNG:**

*Claus Schneider*

**FOTOS:**

*Archiv GHH, Archiv NRZ  
Archiv Stadt Oberhausen, Archiv WAZ  
Dieter Dahm, Ruth Gläser, Gido Grümmer, Rudolf Holtappel,  
Joachim Hülsebeck, Karlheinz Jardner,  
Foto Muthmann, Privatarhive, Udo Sonnentag,  
Christian Schmitz, Foto Teichmann, Foto Terriet,  
Thermo Inspekt, Klaus Werner  
Luftaufnahmen freigegeben  
durch den Reg. Präs. D'dorf  
Freigabe Nr. 03 P48-84, 33 P660*

**HERSTELLUNG:**

*Reproduktionen, Satz und Druck  
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen  
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

*November 1983*



VERLAG  
OBERHAUSEN

## Zum Geleit

Es gibt heutzutage vielfältige Möglichkeiten, Gesicht und Charakter einer Stadt, ihr Werden und Wachsen in Wort und Bild darzustellen. So bunt und abwechslungsreich das Angebot kommunaler Selbstdarstellung auch ist: Vergleiche zeigen, daß die Grundmuster häufig austauschbar sind.

Mit dieser ersten Ausgabe eines Oberhauser Jahrbuches wird deshalb der Versuch unternommen, einmal einen anderen Weg zu gehen und in loser Folge Beiträge aus den verschiedensten Lebensbereichen in einem „Lesebuch“ zusammenzufassen. Es sollen Mitbürger über sich erzählen; Geschichte (und Geschichten) sollen lebendig gemacht, Pläne und Probleme möglichst anschaulich dargestellt werden.

Wir würden uns sehr darüber freuen, wenn das Werk bei der Bürgerschaft, bei Industrie, Handel und Handwerk, bei den gesellschaftlichen Gruppen eine positive Aufnahme fände. Ein guter Start des Erstlings wird allen Beteiligten Mut machen, das Begonnene in den nächsten Jahren fortzusetzen, wobei Stadt und Verlag Kritik und Anregungen gern aufnehmen werden.

Wir danken allen, die so engagiert an Konzeption und Gestaltung mitgewirkt haben, nicht zuletzt der Stadtparkasse für die finanzielle Förderung.

Glückauf!

**Friedhelm van den Mond**  
*Oberbürgermeister*

**Dieter Uecker**  
*Oberstadtdirektor*



# OBERHAUSEN AUS DEM KORB

*von Hans-Peter Groels*

*Startvorbereitungen im Ruhrpark:  
Viele Hände fleißiger Helfer sind nötig,  
um unseren Heißluftballon  
startklar zu machen.*



*Dröhnend jagt  
der Gasbrenner  
die heiße Luft  
in die Ballonhülle.*

**D**u schwebst leicht, wie schwerelos, unfasslich durch die Lüfte. Du läßt Dich treiben im Wind, läßt Dich fesseln vom Zauber des Fliegens, vergißt die Angst, findest Ruhe und Ausgeglichenheit. Du bestaunst aus dem Korb heraus, der an dünnen stählernen Seilen an dem bunt-schillernden Riesenpilz über Dir hängt, die immer kleiner werdenden Menschen, Häuser, Autos, Bäume. Von hier oben sehen sie aus wie Spielzeuge für Riesen.

Oberhausen aus dem Korb eines Heißluftballons, aus der luftigen Distanz von einigen hundert Metern Höhe betrachtet. Du bist überrascht. Denn während Du langsam über die Stadt gleitest, über eine Stadt, der noch immer der Ruf von Ruß und Asche anhängt, der Mythos von rauchenden Schloten und düsteren Industriesilhouetten, entdeckst Du mehr und mehr „grüne Juwelle“, bezaubernde Hinterhöfe, liebevoll gepflegte Kleingartenanlagen, kleine Parks mit Wiesen, Bäumen und blühenden Blumen; Dinge, die sonst oft hinter tristen Häuserfassaden verborgen bleiben.

Oberhausen aus dem Korb betrachtet. Auf drei Reisen durch die Lüfte der Revierstadt. Von Styrum über Frintrop in die Nachbarstadt Essen, vom Grillo-Park im Herzen Alt-Oberhausen über Alstaden bis

zur Stadtgrenze nach Duisburg, vom Sterkrader Norden über Osterfeld bis runter an den Rhein-Herne-Kanal.

Es war kurz nach sieben, als wir den Ballon für unsere erste Erkundungsfahrt auf einer Wiese im Ruhrpark startklar machten. Strahlend blauer Himmel, kein Wölkchen trübte das Firmament an diesem frühen Juli-Samstagmorgen. Der Wind blies mäßig aus Süd-Südost. Hervorragende Bedingungen, Oberhausen, die Wiege der Ruhrindustrie, einmal aus der Vogelperspektive zu betrachten.

Während die noch blasse Morgen-

sonne gerade eine handbreit über die Baumwipfel im Osten des Parks lugt, entfaltet sich auf dem Rasen unser Ballon. Die gelbe Leinwandhülle, die noch wenige Minuten zuvor wie ein riesiges überdimensionales Bettlaken schlief auf dem Boden lag, füllt sich langsam in auf- und abwogenden Bewegungen mit heißer Luft, die der Gasbrenner mit dröhnenden Geräuschen in ihren Bauch bläst, nimmt Gestalt und Formen an, läßt ihre gewaltige Größe sichtbar werden. Der Anblick, wie sich die Hülle langsam hebt und füllt und strafft und rund-oval wird, gleicht einem faszinierenden



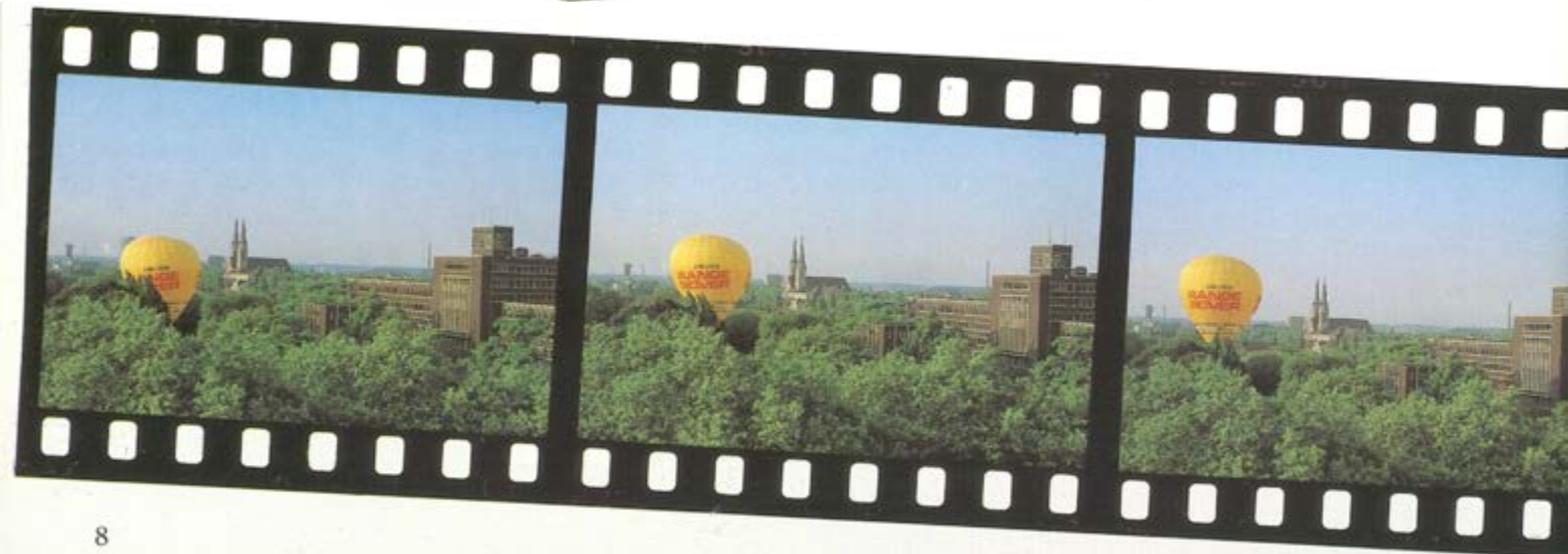
Zweiter, spektakulärer Start zwischen den Bäumen des Grillo-Parks vor der imposanten Kulisse des Rathauses.



Hier schwebt der Ballon über die Mülheimer Straße in Höhe der Landwehr.

Schauspiel von Hexerei. So oder zumindest ähnlich werden wohl auch die Menschen in dem kleinen französischen Dörfchen Annoncey gedacht haben, als die Gebrüder Montgolfier im Juni des Jahres 1783 ihren ersten Heißluftballon in die Lüfte steigen ließen. Fast auf den Tag genau 200 Jahre später durfte ich auf meiner Jungfernfahrt ein wenig davon nachempfinden, was die abenteuerlichen Pioniere der Ballongeschichte damals auf ihrer ersten Reise durch die Luft erlebt hatten.

Denn eins ist sicher: Eine Ballonfahrt war und ist immer noch ein kleines Abenteuer. Besonders wegen der Unmöglichkeit, das schwebende Vehikel zu steuern. Allein der Wind bestimmt, wo's lang geht – und macht damit die Fahrt so spannend und erlebnisreich. Was ist dagegen schon, bitteschön, das Erlebnis im vollklimatisierten Bauch eines riesigen Jumbo-Jets, der von der Elektronik gesteuert, die Passagiere wie daheim im Wohnzimmer, im Sessel sitzend, über den großen Teich nach Amerika oder sonst wohin chauffiert. Die Eigenwilligkeit von Ballon und Wind bekommen auch wir – unser Pilot, Klaus Witt, und das zweite „Greenhorn“ an



*Schmuckkästchen einer Industriestadt:  
33 Kleingarten-Anlagen verteilen sich als  
„Grüne Lungen“ über das ganze Stadtgebiet,  
zur Freude der Hobby-Gärtner und der Besu-  
cher.*

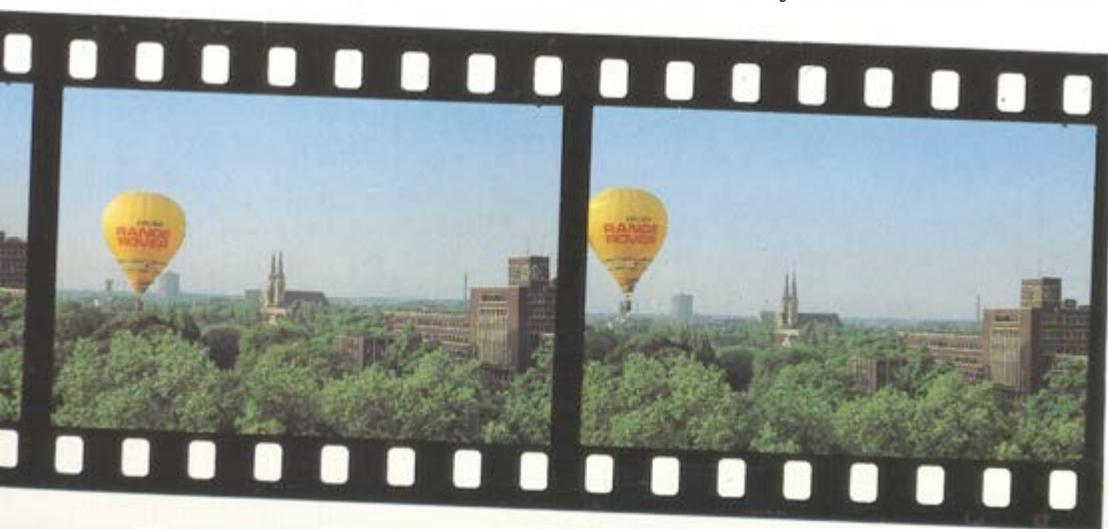
Bord unseres „Range Rovers“, Gido Grümmer, der unsere Erlebnisse mit der Kamera festhalten soll, schnell zu spüren. Denn kaum waren wir im Ruhrpark aufgestiegen, hatten unsere „Starthelfer“ als kleine winkende Punkte zurückgelassen, da entschied sich der Wind, aus einer anderen Richtung zu blasen und trieb uns statt in die gewünschte Nord-Nordost-Richtung immer weiter nach Südosten ab, bis wir schließlich, nach genau eineinhalb-stündiger Fahrt, etwas ruppig in einem Kornfeld in Altenessen landeten. Meine Spannung, das anfängliche Herzklopfen, waren auf dieser Reise schon kurz nach dem Start im wahrsten Sinne des Wortes verfliegen – und schlichter Begeisterung gewichen.

In der Ferne, noch vom Dunst der Morgensonne eingehüllt, taucht neben dem Förderturm, der als Industriedenkmal an die „Kohlestadt Oberhausen“ erinnert, das Berufsförderungswerk an der Bebelstraße auf, etwas weiter rechts werden die Konturen des Hauptbahnhofes sichtbar, dann wandern unsere Blicke zur Hans-Böckler-Schule, zum



grau-roten Backsteinbau des Rathauses, zur Luise-Albertz-Halle. Davor, an der Danziger Straße, reckten unübersehbar die Schlotte des EVO-Kraftwerkes ihre Nasen in die Höhe. Klaus Witt hat inzwischen über Funk der Flugbeobachtung im Düsseldorfer Airport unseren Start gemeldet. „Heißluftballon Range Rover in Oberhausen gestartet. Flughöhe 500 Fuß, Richtung Südost.“ Das okay kommt schnar-

rend über die Ätherwellen zurück. „Und jetzt wird’s erst richtig interessant“, verspricht Klaus Witt mit für uns zunächst rätselhaftem Grinsen. „Interessant?“ – unseren staunend-fragenden Gesichtern ist wohl anzusehen, daß wir mit dieser überraschenden Ankündigung nicht allzuviel anfangen können. Für uns Greenhorns war doch bisher einfach alles „interessant“ – die Startvorbereitungen, als zwei Dutzend



*Gelungener Start:  
Langsam hebt sich der Ballon,  
steigt über die Baumkronen  
und nimmt Kurs auf eine Fahrt  
über die Oberhausener City.*



*Die alte Hans-Sachs-Schule mit Polizeipräsidium und Europahaus am Friedensplatz. Im Hintergrund die Herz-Jesu-Kirche.*



*Die Bäume verdecken Ebert- und Tannen- bergstraße und lassen ein wenig vom alten Stadtbad und dem Haus der Jugend auf dem Graf-Haeseler-Platz erkennen. Im Hinter- grund dominiert der 1929 erbaute Gasome- ter, damals der größte der Welt. Im Mittel- punkt der ehemalige Wasserturm von TNO, heute Domizil eines Vermessungsbüros. Da- vor das Gelände des ehemaligen Schlacken- berges. Hier strebt die Stadt durch Betriebs- ansiedlungen die Schaffung neuer Arbeits- plätze an.*





*400 Fuß über der Marktstraße: Ein Blick über Amtsgericht, Hans-Böckler-Schule, Rathaus und Luise-Albertz-Halle; umgeben vom Königshütter Park und Grillo-Park. Die EVO ist ebenso im Bild wie die Neubaugebiete City-Ost I und II. Am oberen Bildrand die grüne Knappenhalde und die „Drei Knappen“ an der Mellinchofer Straße.*





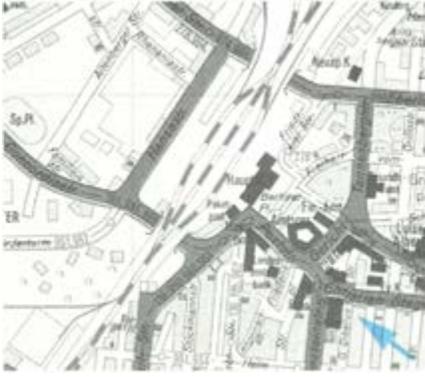


*Die Oberhausener Innenstadt verändert ihr Gesicht: Im Sanierungsbereich des Südmarktes ist die Neugestaltung bereits deutlich erkennbar; die Großmarkthallen gehören inzwischen der Vergangenheit an. Im linken Bildteil, direkt am Altmarkt, die Gaststätte „Fritz“, ein Haus, das Geschichte gemacht hat und heute selbst ein Stück Vergangenheit ist. Den Platz des baufälligen Gebäudes nimmt demnächst ein architektonisch imposantes City-Haus ein. Gleichsam Großbaustelle ist das ehemalige Ruhrwachthaus (oben links), das die Stadt derzeit als neue Heimstatt u. a. für VHS und Stadtbücherei umbaut.*



*„Schachbrett“ Oberhausen – die Planungsdevise ehemaliger Stadtarchitekten. Die um die Jahrhundertwende rasant wachsende Stadt wurde von ihnen am Reißbrett entworfen: Schachbrettartig in schnurgerade verlaufenden Straßen. Die Markt- und Hermann-Albertz-Straße und ihre Querstraßen sind heute noch Zeugnis dieser damals angestrebten „Ordnung“.*





Der Oberhausener Hauptbahnhof mit dem Betriebsgebäude der Oberhausener Post, das in diesem Jahr erweitert wurde, um künftig seine Aufgaben, tägl. 250.000 Briefsendungen zu „Lesen“ und abzufertigen, zu erfüllen. Im Hintergrund die Werksgebäude von Mannesmann Handel sowie die Hallen der ehemaligen Fabrik Altenberg, heute beispielhaftes Bürger- und Kulturzentrum und demnächst Standort des Industriemuseums des Landschaftsverbandes Rheinland.



Moderne Wohnbebauung: Berufsförderungswerk, Hans-Sachs-Berufsschule und das Bero-Einkaufszentrum auf ehemaligem Zechengelände. Als 1968 die Concordia stillgelegt wurde, begann hier die Stadterneuerung, eben die City-West.





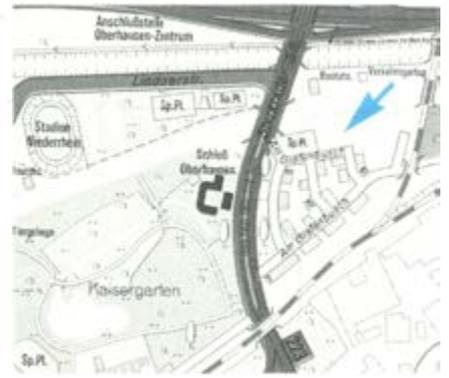
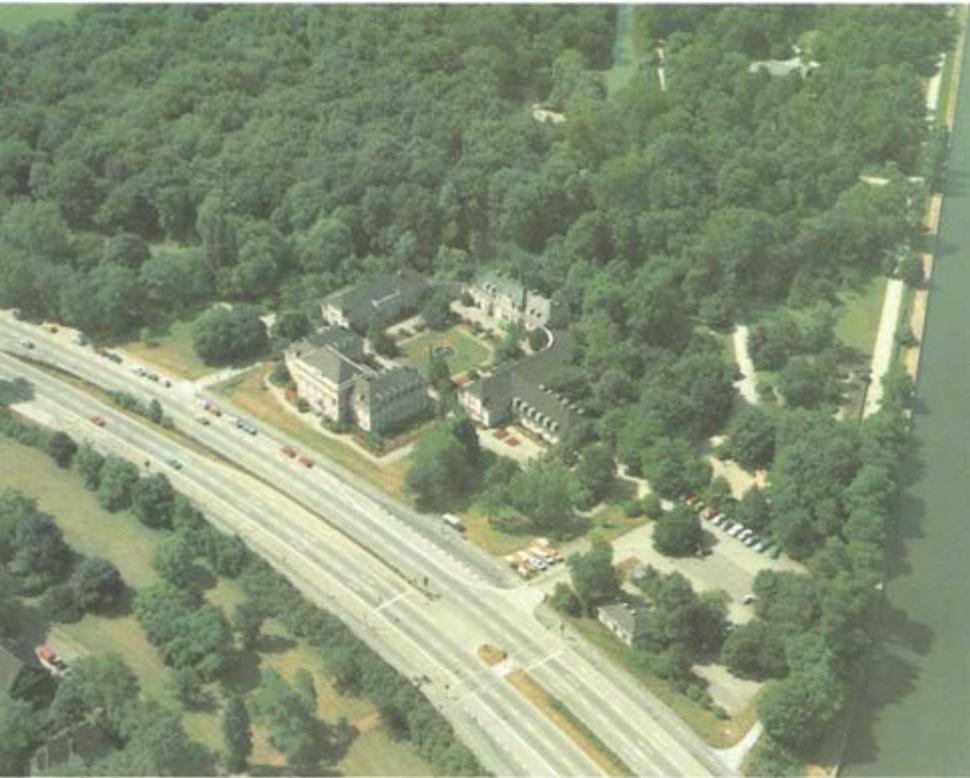
*Aufgelockerte Wohnbebauung auch in Alstadt – auf unserem Bild der Bereich Babel-/Alstadener Straße.*





*Der Korb schwebt über dem unteren Teil der Grenzstraße und lenkt den Blick auf Styrum und das Landwehrstadion und weiter bis in die Nachbarstadt Mülheim.*





*Schloß Oberhausen – erbaut 1808, renoviert 1953 – am Rhein-Herne-Kanal, mit sich anschließendem Kaisergarten, bevorzugtes Naherholungsgebiet nicht nur vieler Oberhausener.*



*Kokerei und Zeche Osterfeld, von ehemals 8 heute die einzige noch fördernde Zeche in Oberhausen. Im Hintergrund der Ortsteil Osterfeld-Heide; deutlich der langgestreckte Grünzug der Richard-Wagner-Allee.*





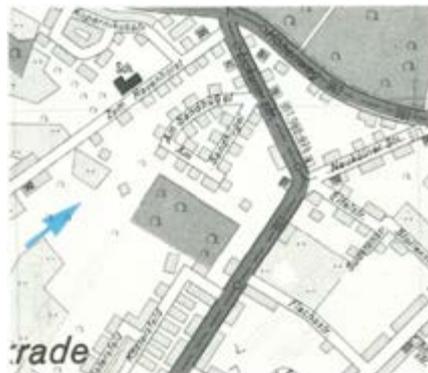
*Der Revierpark Vonderort im Osterfelder Stadtwald, 1975 begonnen und 1981 mit einer Eislaufhalle vollendet, ist mit seinem Frei- und Wellenbad, Aktiv- und Ruhezone, mit Saunen, Solarien und Fitneßräumen beliebter Treffpunkt für Jung und Alt.*





*Sterkrade-Stadtmitte: die traditionelle Sterkrader Fronleichnamskirmes beherrscht die gesamte Innenstadt – vom Neumarkt über die Brandenburger Straße bis hin zum Großen Markt. Der „neue“ Klein Markt – mit der Wohnbebauung hat man bereits begonnen – wird als architektonisch gestalteter Platz in Verlängerung der künftig als Fußgänger-Straße ausgebauten Kantstraße entstehen. Ein Großkaufhaus sowie ein Parkhaus sind in der Planung.*

*Sterkrade-Nord: eines der bevorzugten Wohngebiete in unmittelbarer Nachbarschaft des Naturschutzgebietes Hiesfelder Wald.*





*Das Oberhausener-Autobahnkreuz – ein wichtiger Verknüpfungspunkt und fast täglich in den Verkehrsnachrichten erwähnt, verbindet die Hollandlinie mit dem Emscherschnellweg und die Autobahn A 2 in Richtung Hannover, Bremen bzw. Köln – Frankfurt.*



Hände mit anfassen mußten, um unseren Riesen-Luftballon flugklar zu machen, der nervenkitzelnde Moment, als wir im Ruhrpark aufsteigen, die ersten Eindrücke aus dem Korb. Doch dann beweist unser Ballon-Profi, daß seine Ankündigung nicht von ungefähr kam: Sanft und gemächlich läßt er den Ballon tiefer und tiefer sinken, Meter für Meter, bis wir mit unserem ein-mal-ein Meter im Quadrat großen Korb die Baumwipfel streifen, den Menschen, die uns beobachten und zuwinken, zum Greifen nah, ihnen schon fast die ausgestreckten Hände schütteln können. Auch dies ist für mich ein Erlebnis ganz besonde-

rer Art. Da ist kaum jemand, der unserem riesigen Luftballon nicht faszinierend nachschaut, kaum jemand, der uns nicht zuwinkt, uns ein freundliches „Hallo“ zuruft: Die Frühaufsteher, die da in den Kleingärten an der Landwehr ihre schmucken Gärten pflegen, die Besucher des Styrumer Friedhofes, all die anderen, die an diesem sonnigen Morgen den Frühstückstisch auf Balkonen und Terrassen gedeckt haben. – In unserer hochtechnisierten, von Computern und Elektronik beherrschten Zeit, hat anscheinend ein so nostalgisches Relikt wie ein Heißluftballon nichts von seiner Faszination verloren. Nichts für uns

übrig hatten an diesem Morgen wohl nur die Hunde, die dem da so plötzlich auftauchenden, schwebenden Ungetüm unwirsch und lautstark nachbellten.

Scheinbar im letzten Moment läßt unser Pilot nach diesem Tiefflug die Gasflamme wieder dröhnend aufblöden, speist den Bauch unseres Ballons mit neuer heißer Luft, die uns schnell wieder an Höhe gewinnen läßt. Als wir die Mülheimer Straße, direkt vor uns die Klosterkirche „Unsere liebe Frau“, überqueren, zeigt der Höhenmesser wieder „beherrigende“ 150 Fuß an.

Die Danziger- und die Mellinghofer Straße liegen unter uns, als wir über der Frintroper Straße, mit dem Blick auf die vor uns liegende Industriekulisse der Oberhausener Thyssen-Werke, den „Luftraum“ der „Wiege der Ruhrindustrie“ verlassen, und über Frintrop nach Altenessen treiben, wo unser kleines Abenteuer vorerst zu Ende ist. Vorerst – denn nun folgt, was aus einem „Greenhorn“ nach seiner Jungfernfahrt im Korb, einen „richtigen“ Ballonfahrer macht: Die Taufe mit Feuer und Wasser – eine natürlich höchst feierliche, wenn auch weniger ernste Zeremonie. Andächtig knien Gido Grümmer und ich auf dem Boden, während Dieter Leopold, der unserem Piloten bei dieser Feierlichkeit assistiert, uns mit erhobener, fast schon majestätischer Stimme und einem Schwall von höchst mystischen Wort-Formeln beschwört. Und da es mit Reden al-

lein nicht getan ist, und weil das Feuer zu den Elementen zählt, die den Ballon in die Lüfte steigen lassen, müssen auch wir uns dem Feuer ergeben, indem wir eine Locke von unserem Haar opfern, das – auf unserem Kopf versteht sich – angezündet und verbrannt wird. Zu unserem Glück gehört da auch noch Wasser zu den Taufutensilien – unsere Taufpaten hatten statt Wasser eine Flasche Sekt entkorkt – mit dem die brennenden Haare schnell gelöscht wurden. Nun waren wir als „Gido, Ritter vom Stielmus-Park“ und „Peter, Landgraf vom flotten Griffl“ endgültig in die Familie der Ballonfahrer aufgenommen.

Die Ehre, ein geadeltes Mitglied der Ballonfahrer-Aristokratie zu sein, erleichterte allerdings unsere nächsten Starts nicht gerade. Freilich – als wir in den darauf folgenden Tagen – einmal direkt vor dem Rathaus, im Grillo-Park, ein anderes Mal nahe der Königshardt – wie alte „Routiniers“ in den Korb stiegen, war zwar das Nervenflattern vom ersten Mal vergessen, dafür kam jetzt etwas viel anstrengenderes auf uns zu: Durften wir auf unsere Jungfernfahrt noch unbedacht drauf los plappern und unbeschwert vom „Fliegen“ plaudern, so mußten wir nun dieses Wort konsequent aus unserem Korb-Vokabular verbannen. „Mit einem Ballon FÄHRT man durch die Luft. Flugzeuge und Vögel fliegen. Ein Ballon FÄHRT!“ Und wer nicht fahren will, auch dies ist eine alte Ballonfahrer-Weisheit, muß zahlen. Für jeden Versprecher eine Flasche Sekt. Prost! Und immer guten Flug, äh Fahrt – besonders über Oberhausen.



*Nach glücklicher Landung ein unvermeidliches Zeremoniell, das ein Neuer über sich ergehen lassen muß.*



Die historische Entwicklung der evangelischen Kirche in Holten – älteste im Stadtgebiet Oberhausen – beginnt im frühen 14. Jahrhundert.

Holten – heute im Schatten der Ruhrchemie – bestand zu jener Zeit aus einer kleinen Bauernsiedlung in einem Bruchgebiet (Moorlandschaft), deren Mittelpunkt die Burg Holten war. 1310 verlieh Graf Engelbert II. von der Mark (verh. mit Mechthild von Arberg und Holte) dieser inzwischen durch Ausbau und Zuzug gewachsenen Ansiedlung Stadtrechte. Hierbei lagen politische Macht- und Interessenkämpfe der damaligen Territorialherren zugrunde.

Mit Gründung der Kirchengemeinde Holten (zu dieser Zeit katholisch) – Gründungsurkunde vom 13. Juli 1319 – wurde zunächst ein kleines einschiffiges Gotteshaus

# DIE EVANGELISCHE KIRCHE HOLTEN



Eine 650 Jahre alte  
Kirche in unserer Stadt

*von Gerda Susanne Buschhausen*

mit niedrigem Dach erbaut. Später wurden die beiden Seitenschiffe angefügt. Der Bau war in Backstein errichtet.

Clemen in seinem Buch „Kunstdenkmäler der Rheinprovinz“, über die Holtener Kirche: „Die Kirche ist ein dreischiffiger frühgotischer Bau, 30 m lang, 15,50 m breit. Sie hat ein großes Satteldach und einen dreistöckigen Westturm von 36 m

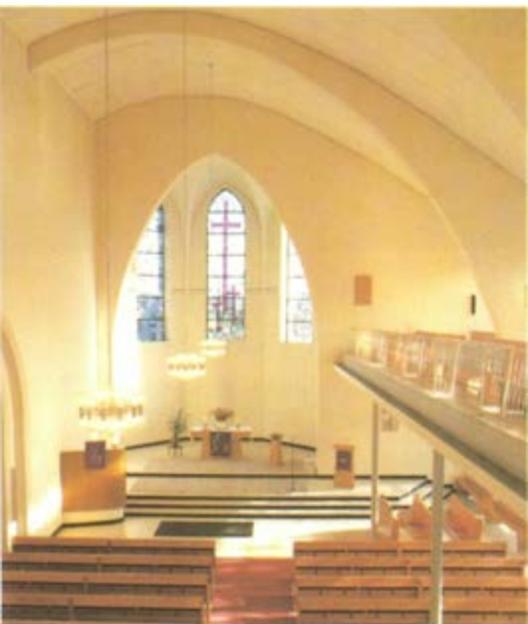
Höhe, in den beiden oberen Geschossen mit einfachen spitzbogigen Blenden.“

Erwähnenswert sind die Glocken – die kleine Schlagglocke im Turm von 1418, zwei weitere Glocken von 1453 und eine von 1522 – die bis heute erhalten sind.

Erhalten hat sich auch folgende Überlieferung: Mechthildis, edle Frau und Herrin von Holten, hatte

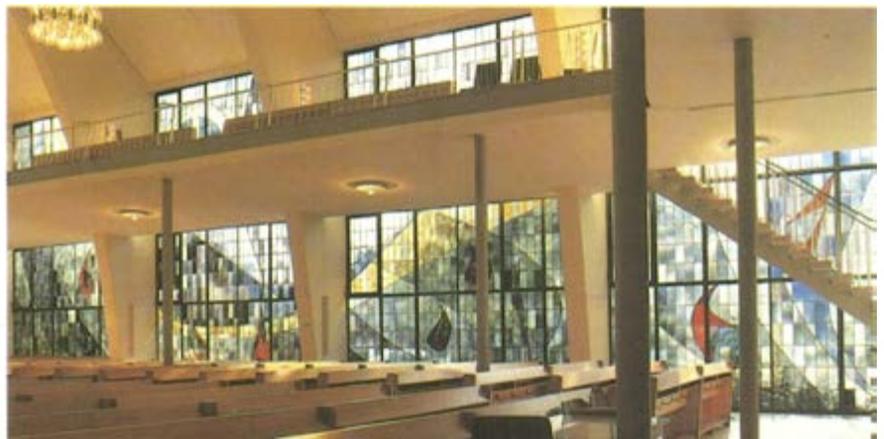
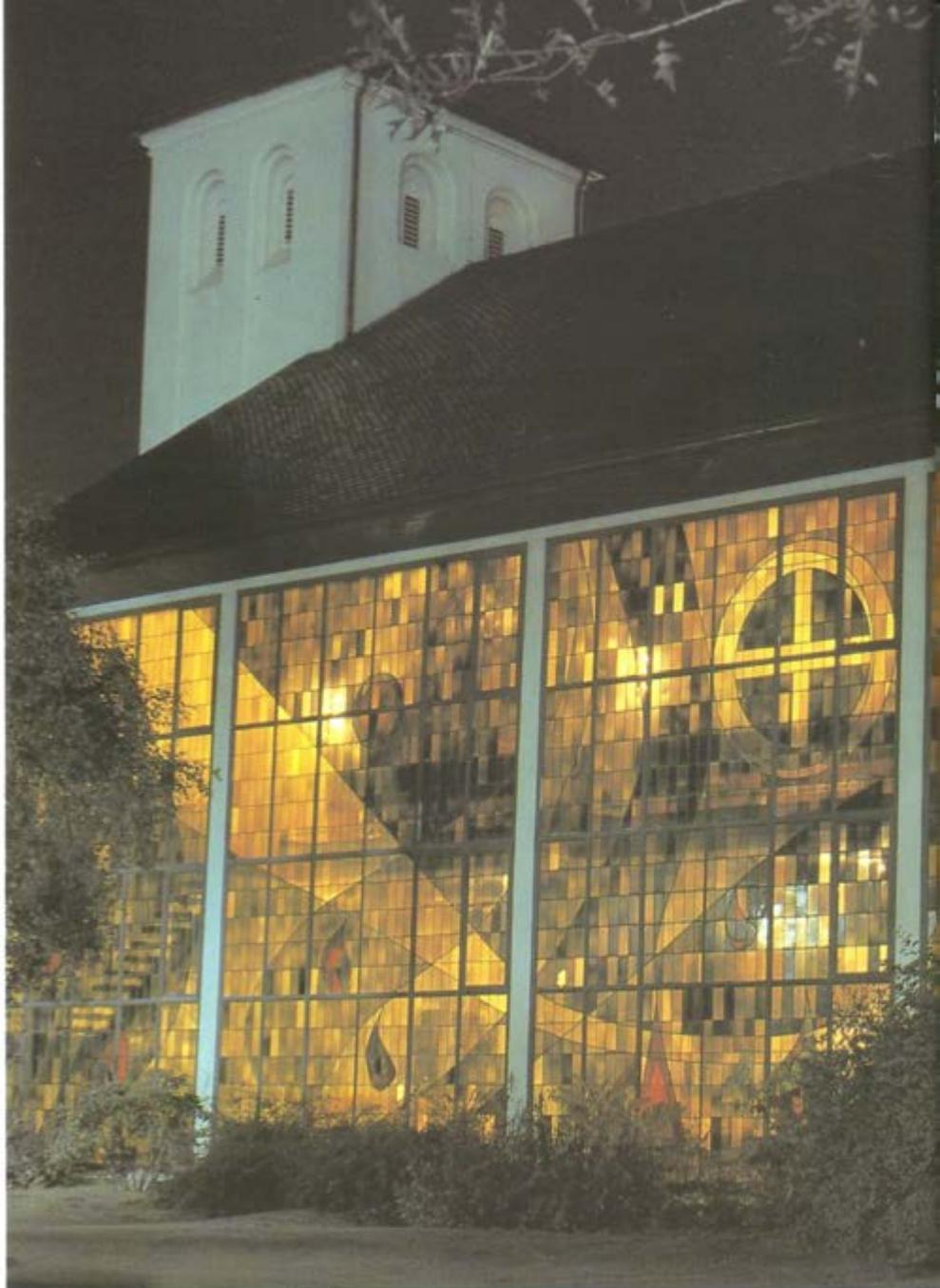
sich bei Dunkelheit in der Moorlandschaft verirrt. Um ihr den richtigen Weg zu weisen, wurde die Kirchenglocke geläutet. Als Erinnerung an die wunderbare Errettung wird bis zum heutigen Tag (abends 5 Min. ab 21.00 h) geläutet. Wenn auch die Glocken inzwischen elektrisch eingestellt werden, so tut das der Tradition des „Mechthildis-Läutens“ keinen Abbruch.

Reste von Wandmalereien, sowie Spuren von Wandnischen und Wandschränken wiesen auf die ehemalige katholische Gemeinde hin. Altäre – um 1420 wird erwähnt, daß außer dem Hochaltar noch zwei weitere Altäre vorhanden waren – und Taufbecken, weitere Zeichen des katholischen Ritus, wurden



*Blick ins Hauptschiff  
auf Altar und Kanzel*

*rechts: Wie ein riesiges Gemälde wirkt das große Südfenster, gestaltet von Jupp Gesing, bei abendlicher Beleuchtung. Sonnendurchflutet bei Tage mischen sich die Farben der Gläser mit der Umgebung zu einer etwas kühleren Farbkomposition.*





wahrscheinlich in der Reformationszeit vernichtet.

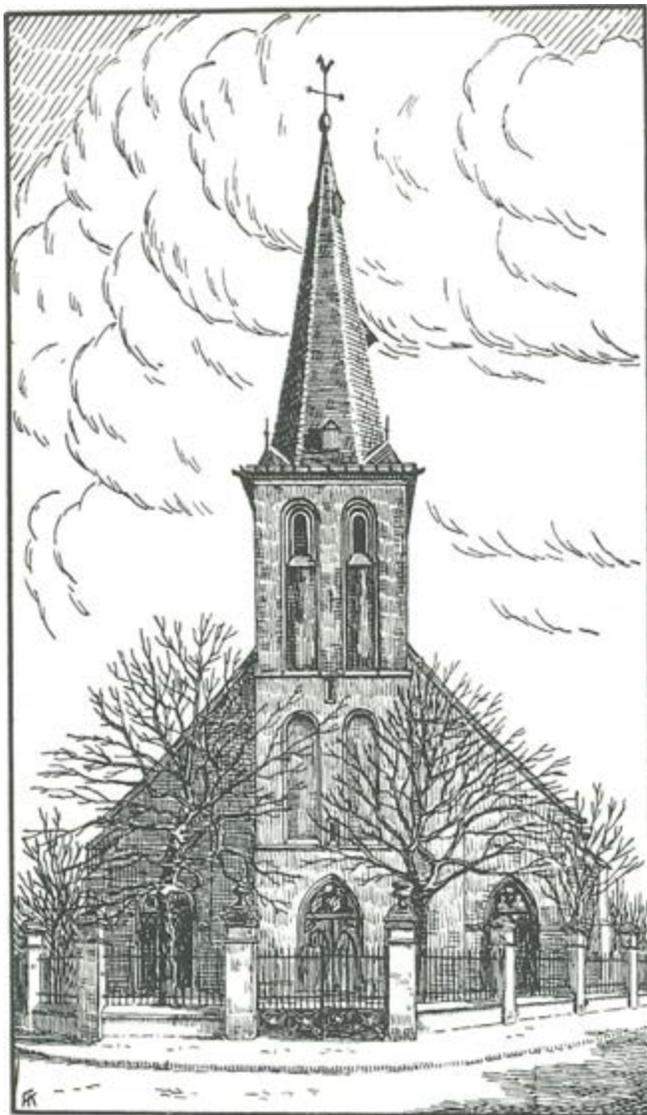
Obwohl nach dem Wort: „cuius regio eius religio = wessen Land, dessen Religion“ der Glaube des Landesherrn für die Ausbreitung der Reformation in Deutschland bedeutsam gewesen ist, hat sich die neue Lehre jedoch entgegen weit verbreiteter Meinung nicht von oben nach unten, sondern von un-

ten nach oben durchgesetzt. Auch das kleine Holten gibt dafür ein charakteristisches Beispiel.

Um das Jahr 1564 machten sich hier starke evangelische Strömungen bemerkbar. Diese gingen sowohl vom katholischen Pfarrer aus, der sich unter dem Einfluß der Schriften Luthers der Reformation zuwandte, als auch vom Magistrat, der ebenfalls von der neuen Predigt

erfaßt war. Die Einstellung der clevischen Herzöge, zu deren Herrschaftsgebiet Holten inzwischen gehörte, war schwankend.

Eine Änderung erfolgte im Jahre 1598 durch den Einfall spanischer Truppen in Holten. Der spanische Feldobrist wütete grausam gegen die Abtrünnigen. Er sah sich als göttliches Werkzeug zur Ausrottung der Ketzerei an und führte ei-



*Bis zum Jahre 1945 besaß die Evangelische Kirche Holten noch einen spitzen Turm. Bei einem schweren Sturm stürzte die Turmspitze herunter und wurde nicht mehr erneuert. Heute ziert ein schlichtes Kreuz den Turm.*



nen blutigen Glaubenskrieg. Die eingenommenen Städte erklärten sich bereit, „die Religion zu verändern“. So wurden von den Spaniern die Jesuiten in die wiedererlangten Kirchen eingesetzt und die Messe mit katholischem Ritus wieder aufgenommen.

In Holten hatten die Spanier das Schloß verbrannt und über die Kirche verfügt, so daß die Gläubigen sich heimlich zum Gottesdienst in einem Baumhof versammeln mußten. Nach Abzug der spanischen Truppen wechselten die Pfarrer mit

katholischer Gesinnung, Anhänger der lutherischen Lehre folgten und solche, mit Tendenz zu beiden religiösen Auffassungen. Holten konnte man zeitweilig als „katholisch-lutherisch“ bezeichnen.

Als 1609 der letzte Clever Herzog starb, konnte sich in Holten allmählich eine reformierte Gemeinde bilden und festigen und diesem Bekenntnis bis in die Gegenwart treu bleiben.

Nachdem die inneren religiösen Kämpfe vorbei waren, wandte sich die Kirchengemeinde anderen Auf-

gaben verstärkt zu. Durch Vermächtnisse, Schenkungen und Stiftungen von Ländereien wurden Kirche und Pfarre lebensfähig erhalten.

1774 beschloß der Magistrat, ein neues Pastorat zu errichten, da das alte „baufällig und dem Einsturz nahe sey. Dahero wurde befohlen, zwey Bestecker (Kostenvoranschläge) auf die wohlfeilste Art anfertigen zu lassen.“

Für den Neubau, der im Tagelohn erstellt wurde, nahm man das Holz aus dem Kirchenbusch und 15.000

Steine aus dem zu diesem Zwecke abgebrochenen Waldtorturm. Weitere Geldmittel brachte eine Kollekte auf. Die Fertigstellung ergab jedoch das Doppelte an Kosten des Voranschlages.

Die Regierung war über die Kostenentwicklung sehr erbost und lehnte den von der Gemeinde erwarteten Zuschuß kategorisch ab mit dem Bemerken, das fehlende Geld selbst aufzubringen, „und es ihnen auch nicht gestattet sey, ein Kapital zu diesem Zwecke aufzunehmen.“ Es blieb der Gemeinde nichts anderes übrig, als „in dem Herzogthum Cleve bey freygebigen Personen und mildthätigen Herzen dazu eine Beysteuher zu gesinnen.“

Die Kirchenchronik erwähnt, daß die mannigfaltigen Aufgaben viele Thaler kosteten und immer wieder „Gottes Hülfe und Beystand“ erfleht, aber auch „gutte Freunde für die Betzallung“ angesprochen werden mußten. 1850 wurde eine Kleinkinderschule eröffnet (ältester Kindergarten der evangelischen Synode am Niederrhein), und 1851 eine Bücherei gegründet, „um dem sittlichen Verfall durch verderbliche Schriften entgegenzutreten.“ Auf Vorschlag des Presbyteriums wird ein Jünglingsverein und ein Jungfrauenmissionsverein gegründet, um den christlichen Lebenswandel der Jugend zu vertiefen.

Im 2. Weltkrieg wurde die evangelische Kirche fast völlig zerstört. Das jetzige Gotteshaus wurde 1956 nach überlieferten Vorlagen und Plänen in ähnlicher Art unter Benutzung des verbliebenen Mauerwerks und der Fundamente wieder aufgebaut.

Beachtung findet das große Südfenster. Über die künstlerische Gestaltung äußert sich der Maler Jupp Gesing aus Herne selbst: „Der Gestaltung liegt das Thema des jüngsten Gerichtes zu Grunde. Dargestellt ist die Wiedergeburt Christi, symbolisiert durch die Erscheinung



des Kreuzes, das im Lichte des Feuers über der Erde erstrahlt und in dem Lichtstreifen in gelber Farbe seinen prägnanten Ausdruck findet. Der Gegensatz zu der Lichtwirkung Gottes wird durch das Dunkel der verfinsterten Sonne und des Mondes als Erdengestirne angedeutet wie bei der Kreuzigung Christi auf Golgatha, wo die Erde sich verfinsterte. Das Ganze hebt sich aus zwielfichtigem Hintergrund – violett und grau – hervor, bei dem die letzte Farbe die dominierende ist. Zum Höhepunkt der Majestät Gottes beim letzten Gericht wächst, sich steigernd, das Farbenspiel der einzelnen Erscheinungen.“

Der heutigen evangelischen Kirchengemeinde – 5.100 Mitglieder – stehen zwei Pfarrer vor, die auch für die seelsorgerischen Belange in Biefang und Eickelkamp (eigene Gotteshäuser) zuständig sind. Gemeindebriefe informieren über Un-

*Blick vom Altarraum auf das Mittelschiff mit Orgel und Empore*

terhaltung und Aktualitäten, sie spiegeln aktives lebendiges Gemeindeleben wider. Zu nennen wäre die Frauen- und Altenhilfe, Behinderten- und Krankenbetreuung, Jugendarbeit und Kirchenchor sowie die intensive Betreuung sozialer Brennpunkte in der Gemeinde. Hinzu kommen eigenständige Vereine, die ebenfalls das gesellige Miteinander und die Kommunikation fördern und stärken. Durch Zusammenwirken der evangelischen und katholischen Kirche finden ökumenische Gottesdienste statt.

Kirche und Vereine bemühen sich gemeinsam in einer Zeit der Angst und Fremdheit, der Arbeitslosigkeit und Ausländerfeindlichkeit, Verständnis für die Nöte anderer zu fördern und Lebenshilfe zu geben.



# „Prunkbau“ auf dem Galgenberg ärgerte die Franzosen

von Dietrich Behrend

Seit der Gebietsreform von 1929 hat unsere Stadt drei Rathäuser.

Das preußische Gesetz über die Neuregelung der Gemeindegrenzen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet vom 29. Juli 1929 ist der Grund dafür, daß es in unserer Stadt

drei Rathäuser gibt. Bei strenger Auslegung des Gesetzes kann keine Rede davon sein, daß 1929 Sterkrade und Osterfeld nach Oberhausen eingemeindet wurden wie vorher Alstaden und Teile von Dümpten, Styrum und Frintrop. Mit dem In-



krafttreten des Gesetzes erlosch die Existenz der Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld. Durch die Zusammenlegung dieser drei Stadtkreise entstand ein neues kommunales Gebilde: die „Dreierstadt“ Groß-Oberhausen.

Ob man daher von Zusammenlegung oder Eingemeindung spricht – die damalige Gebietsreform hatte zur Folge, daß die Rathäuser von Sterkrade und Osterfeld zu Verwaltungsstellen zurückgestuft wurden. Auch hinsichtlich ihres Bauvolumens stehen die beiden kleinstädtisch anmutenden Rathäuser nördlich der Kanallinie im Schatten der recht imposanten Verwaltungsburg auf dem Galgenberg, von der aus die Geschicke unserer Stadt gelenkt werden.

Nicht messen können sich die Verwaltungsgebäude an der Steinbrink- bzw. Bottroper Straße ferner mit dem stattlichen Haus an der Schwartzstraße, was ihre Bedeutung als Baudenkmal betrifft. In dem Band „Oberhausen“ der vom Landeskonservator Rheinland herausgegebenen Reihe „Die Denkmäler der Rheinlande“ hat Roland Günter das im expressionistischen Stil der 20er Jahre erbaute Rathaus Oberhausen, das bei seiner Fertigstellung 1930 als der schönste Rathausneubau in Westdeutschland gefeiert wurde, recht ausführlich beschrieben, die Rathäuser in Sterkrade und Osterfeld aber unerwähnt gelassen.

Der attraktive Repräsentationsbau auf dem Galgenberg wird in der kunsthistorischen Literatur in einer Reihe mit Baudenkmalern wie den Ausstellungsbauten am Ehrenhof am Düsseldorfer Rheinufer (1926), dem „Tausend-Fenster-Haus“ in Duisburg (1920/21), den Kirchenbauten von Dominikus Böhm und dem Essener „Haus der Technik“ (1922/24) genannt. An der monumentalen Rathausfront mit der zum Grillopark hinabführenden Trep-

penanlage zeigt sich unsere Stadt von ihrer Schokoladenseite.

Die Kunde von dem stattlichen Rathausbau in Oberhausen drang seinerzeit sogar über die Reichsgrenzen und erregte den Ärger der Franzosen, die mit den Reparationszahlungen der Deutschen unzufrieden waren. In der französischen Presse wurde der „Prunkbau der westdeutschen Arbeiterstadt“ als Beweis dafür gewertet, daß die Deutschen, die Verlierer des ersten Weltkrieges, höhere Reparationsleistungen erbringen könnten, als sie zu zahlen gewillt seien. Einen solchen Repräsentationsbau könne sich keine französische Stadt leisten. Bis das Oberhausener Rathaus für Schlagzeilen in der ausländischen Presse sorgte, hatte unser Stadtgebiet gut anderthalb Jahrhunderte einer überaus stürmischen Entwicklung hinter sich gebracht. Die Geschichte bzw. Vorge-



*Eines der ersten Fotos des Rathauses kurz nach der Fertigstellung im März 1930*

schichte der drei Rathäuser ist – wie kann es anders sein – die Geschichte der kommunalen Gemeinden Sterkrade, Osterfeld und Oberhausen. Sie ist zugleich die Geschichte der Ruhrindustrie, die auf Osterfelder Gebiet begann: mit der Inbetriebnahme der Hütte St. Antony am 18. Oktober 1758. Die Sterkrader Hütte Gute Hoffnung folgte 1782, die Hütte Neu-Essen an der Emscher 1791. Der 1808 erfolgte Zusammenschluß der drei Stammhütten des späteren GHH-Konzerns zu einem Unternehmen, die Eröffnung der Heidestation „Oberhausen“ der

1888 wurde das Sterkrader Rathaus errichtet. Die historische Aufnahme rechts stammt aus der Zeit, als das mit einem Türmchen gekrönte Gebäude noch nicht um den Trakt aus rotem Backstein erweitert war.

Köln-Mindener Bahn am 1. Mai 1847, die Gründung der Bergbau-Gesellschaft Concordia 1850 und das Anblasen des ersten Kokshochofens bei der GHH 1855 sind weitere wichtige Stationen auf dem Weg, der schließlich zur Bildung der „Dreierstadt“ Groß-Oberhausen führte. Die von der Industrialisierung ausgelöste Völkerwanderung in unser Gebiet mußte von der staatlichen Obrigkeit mit Hilfe der Verwaltung in geordnete Bahnen gelenkt werden. Die Verwaltungsgeschichte von Sterkrade ist ein Beispiel dafür, wie sich die Ereignisse überschlugen, wie die Regierung sich veranlaßt sah, die Verwaltung immer wieder durch Neuordnungen der Bevölkerungsentwicklung anzupassen.

Zu Beginn der Industrialisierung gehörte Sterkrade als Teil der Bürgermeisterei Holten zum Kreis Dinslaken im Regierungsbezirk Kleve, der 1823 in den Regierungsbezirk Düsseldorf aufging. Bei dieser Neuordnung entstand der Kreis Duisburg mit der Bürgermeisterei Holten. 1874 kam Holten – und damit auch Sterkrade – zum Kreis Mülheim. 1886 trug der Regierungspräsident der Tatsache Rechnung, daß Sterkrade mit seinen inzwischen 8.177 Einwohnern Holten längst überflügelt hatte; durch Aufteilung der alten Bürgermeisterei in die Bürgermeistereien Beek und Sterkrade. Die neue Bürgermeisterei bestand aus den Gemeinden Sterkrade, Buschhausen und dem Amt Holten mit insgesamt 11.000 Einwohnern und wurde 1887 dem neugebildeten Kreis Ruhrort zugeteilt. Bevor Sterkrade 1917 Stadtkreis wurde, wechselte es noch einmal die Kreiszugehörigkeit: Es kam wieder nach Dinslaken.



**Mit preußischer Strenge**  
„Bürgermeisterei Sterkrade“ liest man noch heute, in Stein gemeißelt, an dem 1888 im Neurenaissancestil erbauten Rathaus an der Steinbrinkstraße. In der mit Skulpturen und Ornamenten verzierten Fassade und dem von Säulen getragenen, früher mit einem Türmchen gekrön-

*Bürgermeister von Trotha, 1886 – 1905*



ten Vorbau über der Freitreppe kommt der Stolz der Sterkrader Bürger zum Ausdruck, endlich eine eigene Verwaltung zu haben, die Geschicke der Gemeinde selbst in die Hand nehmen zu können. Als erster Bürgermeister nahm im Dreikaiserjahr 1888 ein westpreußischer Adeliger am Schreibtisch im Chefzimmer im ersten Stockwerk über dem Portal Platz: Boto Franz Wolfgang von Trotha, Premierleutnant der Landwehr. Von dem großen Balkon vor seinem Amtszimmer aus konnte der Bürgermeister die damals erst notdürftig befestigte Straße weit überblicken. Mit preußischer Strenge regierte Boto von Trotha die Sterkrader – die Bergleute und Hüttenarbeiter waren als Untertanen keine Musterknaben – bis 1905.

Einen großen Tag hatte der Bürgermeister am 14. September 1895: Aus Anlaß der Einweihung des Johanniter-Krankenhauses konnte



er den Prinzen Albrecht von Preußen, Herrenmeister des Johanniter-Ordens, im Rathaus empfangen. Ein Foto zeigt den Bürgermeister mit dem hohen Besuch auf der Freitreppe des festlich geschmückten Rathauses.

Durch die starke Zunahme der Bevölkerung war das Rathaus schon nach zehn Jahren zu klein. Mit dem 1902 errichteten Erweiterungsbau, einen vermutlich der Marienburg aus der Heimat des Bürgermeisters nachempfundenen roten Backsteinbau, leisteten sich die Sterkrader allerdings einen groben Stilbruch. Beide Gebäudeteile stehen beziehungslos nebeneinander. Zu dem kargen Schmuck des Anbaues, bei dessen Planung die Zweckmäßigkeit Pate gestanden hat, gehört das am Seiteneingang angebrachte Wappen mit dem berühmten Sterkrader Raben. Dieses Wappentier ist keine Erfindung der Sterkrader, sie haben es vielmehr von dem aus dem

Jahr 1678 stammenden Familienwappen der 19. Äbtissin Anna Catharina von Nunnum, gen. Düker, übernommen. Das am alten Abteigebäude angebracht gewesene Wappen mit dem Vorfahren des Sterkrader Raben ist heute noch an der Stirnseite des Schwesternhauses von St. Clemens am Kleinen Markt zu sehen.

Der Rathausanbau grenzt unmittelbar an das Werk I der Gutehoffnungshütte. Dieser Standort läßt auch optisch die enge Verbindung zwischen der politischen Gemeinde Sterkrade und der GHH deutlich werden, mit dem Unternehmen, das bis zur Entflechtung durch die Alliierten nach dem zweiten Weltkrieg auch den Bergbau in Sterkrade und Osterfeld betrieb.

Mit der Erlangung der Stadtrechte tat sich Sterkrade schwer. Die Gemeinde zählte bereits 37.349 Einwohner, als es dem von Trotha-Nachfolger Dr. Eugen zur Nieden nach mehreren vergeblichen Versuchen 1913 mit Hilfe der weitreichenden Beziehungen des in die Oberhausener Industriegeschichte als Konzernbaumeister eingegangenen GHH-Generaldirektors und Ehrenbürgers Paul Reusch endlich gelang, bei der preußischen Regierung in Berlin die Stadtwerdung zu erwirken. Die Sterkrader feierten das denkwürdige Ereignis am 28. und 29. Juni 1913 zusammen mit dem silbernen Regierungsjubiläum von Kaiser Wilhelm II.

In einer Festsitzung der Stadtverordneten führte Oberregierungsrat Dr. Kruse von der Königlichen Regierung in Düsseldorf Dr. zur Nieden in das Amt des Bürgermeisters der Stadt Sterkrade ein. Der Vertreter der Obrigkeit ließ im Sterkrader Rathaus die Staatsautorität zu Wort kommen: „Die junge Stadt möge für die allerhöchst erwiesenen Gnadenbeweise dankbar sein und in Zukunft das leisten, was von ihr erwartet wird: patriotisches

loyales Zusammenarbeiten aller Beteiligten ohne Unterschied von rechts und links.“

Unter zur Niedens Nachfolger Dr. Otto Most – er amtierte nur von 1916 bis 1919 im Rathaus an der Steinbrinkstraße – erreichten die Sterkrader im Kriegsjahr 1917 ihr nächstes kommunalpolitisches Ziel: die Bildung des unabhängigen Stadtkreises und damit das Ausscheiden aus dem Kreis Dinslaken. Durch die Eingemeindung von Holten und Teilen von Hiesfeld (Schmachtendorf) vergrößerte sich das Stadtgebiet – bei 48.500 Einwohnern – derart, daß sich Sterkrade flächenmäßig mit der damaligen Stadt Duisburg messen konnte und doppelt so groß wie Oberhausen war.

Die Sterkrader verfügten also über viel Raum und mit den Wäldern im Stadtnorden über ausgedehnte Erholungsgebiete. Dieser beachtliche Flächenzuwachs beflügelte die Phantasie der Planer. Im Sterkrader Rathaus träumte man von einer Industriestadt im Grünen, in der Industrieflächen, Wohngebiete und Naherholungsbereiche scharf voneinander getrennt sind. „Wald- und Industrielandschaft Sterkrade“, nannte sich die Planstudie. Im Sterkrader Rathaus konnte man damals nicht ahnen, daß der Sterkrader Norden sechs Jahrzehnte später auch zahlreichen Alt-Oberhausenern als bevorzugtes Wohngebiet dienen würde. Die Binnenwanderung unserer Tage aus dem überfüllten, dicht bebauten Süden unseres heutigen Stadtgebietes in die Freiräume des Stadtnordens hat die alteingesessenen Sterkrader eingekreist. Die Integrationsprobleme als Folge der kommunalen Neuordnung von 1929 haben sich dadurch von selbst gelöst.

Der Widerstand der Sterkrader gegen den Anschluß an Oberhausen ist eng mit dem Namen des Most-Nachfolgers und letzten Sterkrader

Oberbürgermeisters Dr. Wilhelm Heuser verbunden. Als das Tauziehen um die Bildung von Groß-Oberhausen begann, trat Dr. Heuser – er hatte 1920 als Beigeordneter seinen Dienst in Sterkrade aufgenommen – die Flucht nach vorn an. Er ließ in



*Oberbürgermeister Dr. Heuser 1930-1937*

seinem Rathaus eine Denkschrift verfassen, deren Tendenz darauf hinauslief, den südlichen Nachbarn Oberhausen zu zerschlagen. Die steuerzahlende Industriebälfte an der Köln-Mündener-Bahn – mit der GHH-Hauptverwaltung an der Essener Straße – sollten einer neuzubildenden Stadt Sterkrade/Osterfeld zugeschlagen werden. Die hohe Soziallasten verursachende südliche Wohnhälfte wollten die Neuordnungsplaner im Sterkrader Rathaus großzügig Mülheim überlassen.

In seiner 1982 zum 200jährigen Bestehen der Hütte Gute Hoffnung herausgebrachte Schrift „Pionier im Ruhrrevier“ stellte der Publizist Hans Joest fest: „So einfach konnte Kommunalpolitik sein, wenn man die betroffenen Menschen außer acht ließ und statt dessen nur an den goldenen Thron in der reichen GHH-Stadt dachte.“ Es ist ein Witz unserer Stadtgeschichte, daß ausgerechnet dieser Dr. Heuser erster

Oberbürgermeister von Groß-Oberhausen wurde – und das noch gegen den Willen seiner Parteifreunde vom Zentrum. Ein Oberbürgermeister war übrigens damals Ratsvorsitzender und Verwaltungschef in einer Person und besaß im Rathaus eine starke Position, von der aus er handfeste Politik betreiben konnte. Bei der kommunalen Neuordnung von 1929 zählte Sterkrade fast 52.000 Einwohner, für die 165 Bedienstete der Stadtverwaltung (einschließlich Sparkasse) tätig waren. Im Rat saßen 35 Stadtverordnete. Unter allen vier Hausherrn des Sterkrader Rathauses hat der spätere Stadtoberamtmann Paul Frinken gearbeitet, von dem sich die

Oberhausen und Duisburg im Raum Biefang aufzugreifen. Im Oberhausener Rathaus verfolgte man derartige Aktivitäten des Sterkrader „Bürgermeisters“ mit recht gemischten Gefühlen. Allgemeine Anerkennung fanden seine Bemühungen um den Wiederaufbau des von Bomben schwer heimgesuchten Stadtteils. In der Ära Rademacher erhielt die Verwaltungsstelle Sterkrade etwas vom Glanz eines echten Rathauses zurück.

Die Grenze zwischen Sterkrade und seinem östlichen Nachbarn Osterfeld war bis 1929 auch die Grenze zwischen der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen. Das westfälische Osterfeld war deshalb



älteren Sterkrader noch manche Anekdote erzählen. Nach dem Zusammenschluß mit Oberhausen hat Frinken als erster Leiter der Verwaltungsstelle Sterkrade gewirkt.

Auf seine Weise tat dies auch nach dem zweiten Weltkrieg der Verwaltungsstellenleiter Arnold Rademacher, wie Frinken ein Original, über das noch heute manche Schmunzelgeschichte im Umlauf ist. Rademacher hörte es gern, wenn man ihn mit „Herr Bürgermeister“ anredete, und machte auf eigene Faust Sterkrader Kommunalpolitik. Er scheute sich nicht, so heikle Fragen wie die einer Grenzkorrektur zwischen

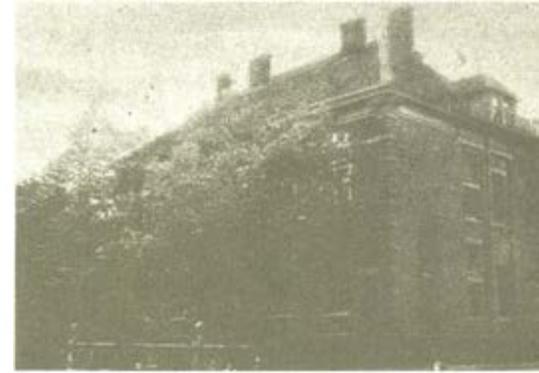
*Als das Sterkrader Rathaus noch ein echtes Rathaus war, entstand dieses Gruppenbild. In der zweiten Reihe Mitte steht der spätere Stadtoberamtmann Paul Frinken, der nach der Gebietsreform von 1929 erster Leiter der Verwaltungsstelle Sterkrade wurde. In der ersten Reihe sitzt der Beigeordnete Heinrich Behrends (2 v. l.), der 1930 als Wohlfahrtsdezernent in das neue Rathaus auf dem Galgenberg überwechselte.*

zuerst nach Bottrop hin orientiert. Seit 1811 gehörte das Dorf zur Bürgermeisterei Bottrop. Daran änderte sich auch nichts, als die Landgemeindeordnung von 1841 in Kraft trat. Immerhin erhielt Osterfeld einen eigenen Ortsvorsteher und einen Gemeinderat.



### 25 Mark Miete für zwei Amtszimmer.

Knapp ein Jahr später führte der Recklinghäuser Landrat von Reitzenstein den kommissarischen Amtmann Werner Langweg ein, der im Februar 1891 endgültig zum ersten Osterfelder Verwaltungschef berufen wurde. Fünf Jahre später als Sterkrade begann damit Osterfeld sein kommunales Eigenleben. Langweg begann seine Tätigkeit in zwei Zimmern im Haus der Witwe König,



1872 begann die GHH mit dem Abteufen des ersten Schachtes der Zeche Osterfeld. Es war der „Startschuß“ für die stürmische Entwicklung Osterfelds vom Bauerndorf zur Industriestadt. Bis kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges kamen drei weitere Zechen hinzu. Nicht weniger bedeutsam für den Wandel war der Bau des Sammel- und Rangierbahnhofs, der vor dem ersten Weltkrieg als größte Anlage dieser Art in Europa galt. Der Zustrom von Bergleuten und Eisenbahnern erforderte verwaltungsmäßige Konsequenzen. Heimatforscher Bernhard Grünewald nutzte die Gemeinderatssitzung vom 12. August 1890 (Parlamentsferien gab es damals noch nicht), den entscheidenden Wendepunkt in der Osterfelder Geschichte. Einziger Tagesordnungspunkt: „Die Vorlage betreffend Los-trennung der Gemeinde Osterfeld vom Amtsverband Bottrop und Bildung eines eigenen Amtes Oster-

feld.“ Einige Gemeinderäte wollten nichts überstürzen und sprachen sich für Vertagung der für die weitere Entwicklung Osterfelds entscheidenden Angelegenheit aus. Doch wurde die Loslösung Osterfelds von Bottrop mit 4 gegen 3 Stimmen beschlossen.

*Amtmann Langweg 1891–1921*



*Nur zwei Verwaltungschefs amtierten im Osterfelder Rathaus, das 1894 seiner Bestimmung übergeben und später erweitert wurde. Die bauliche Einheit ging durch die Erweiterungen nicht verloren.*

die dafür 25 Mark Miete monatlich kassierte. Langwegs Mitarbeiterstab bestand im Anfang aus einem Amtssekretär, einem Amtsgehilfen und einem Polizeidiener. Außerdem war in Osterfeld ein Gendarm stationiert. Erstmals im Februar 1893 befaßte sich der Gemeinderat mit dem Projekt eines Amtshauses, dessen Bau ein Jahr später beschlossen wurde. Das Rathaus am Hang des Kickenberges, an der Straße nach Bottrop, wurde am 8. November 1894 in Anwesenheit des Landrats Graf von Merveldt seiner Bestimmung übergeben.

1891 lebten in Osterfeld rund 5.400 Menschen, bis zur Jahrhundertwende stieg die Einwohnerzahl sogar auf 26.800. Das Amtshaus war

bald zu klein und wurde durch zwei Seitenflügel vergrößert. Im Gegensatz zu den Sterkradern planten die Osterfelder die Rathausenerweiterung stilgerecht, weshalb das Verwaltungsgebäude ein architektonisch geschlossenes Bild bietet. Als die Einwohnerzahl 1920 die 30.000-Grenze überschritt, mußte im Innungshaus eine Rathausfiliale eingerichtet werden.

„Die aufstrebende Gemeinde weckte die Begehrlichkeit des Nachbarn Bottrop“, schreibt Hubert Rüter in der 1975 aus Anlaß des 100jährigen Bestehens herausgebrachten Festschrift des MGV Eintracht 1875. Ende 1918 beschlossen die Bottroper Stadtväter in einer geheimen Sitzung des Stadtparlaments, die Eingemeindung Osterfelds in Erwägung zu ziehen. Im Osterfelder Rathaus wurde man hellhörig. Um den Bottroper Aktivitäten entgegenzuwirken, strebten die Osterfelder die Erlangung der Stadtrechte an. Entsprechende Beschlüsse faßte der Gemeinderat im September 1919. Der Osterfelder Antrag auf Verleihung der Städteordnung stand auf der Kreistagsitzung vom 19. März 1921. Schon am 17. Juni waren die Osterfelder am Ziel: Durch Verfügung des preußischen Innenministers wurden der Amtsgemeinde die Stadtrechte verliehen.

Die nächste „Beförderung“ ließ nicht lange auf sich warten. Mit Wirkung vom 1. Januar 1922 schied die junge Stadt aus dem Kreisverband Recklinghausen aus und wurde kreisfrei. Wozu die Sterkrader vier Jahre benötigten – den Sprung von der kreisangehörigen Stadt zum selbständigen Stadtkreis –, schafften die Osterfelder in einem halben Jahr. Die Einwohnerzahl war inzwischen auf 32.850 gestiegen. Der Mann, der diese rasante Entwicklung vom Rathaus aus gesteuert hat, dem die Osterfelder durch sein zielstrebiges Wirken diesen Erfolg weit-

gehend zu verdanken hatten, konnte davon persönlich nicht profitieren. Nach 30jähriger Tätigkeit als Verwaltungschef mußte Amtmann Werner Langweg sein Zimmer im Rathaus räumen. „Und wenn die junge Stadt ihn nicht zu ihrem ersten Bürgermeister gewählt hat“, schreibt Bernhard Grünewald in der „Geschichte der Stadt Osterfeld i. W.“ aus dem Jahre 1921, „so geschah dies sicherlich nicht in Verkennung seiner Verdienste, sondern aus der Erwägung heraus, Osterfeld einen ersten Beamten zu geben, der noch über eine volle Arbeitskraft



*Oberbürgermeister Kellinghaus 1921–1930*

verfügt, denn der Aufgaben, die des neuen Bürgermeisters harren, sind gar viele.“

Zur Bewältigung dieser Aufgaben holten sich die Osterfelder den Regierungsrat Johannes Kellinghaus aus Essen. Er wurde der erste und zugleich einzige Osterfelder Oberbürgermeister. Eine wichtige Aufgabe sahen Kellinghaus und seine Mitarbeiter darin, die im Sturm und Drang der Industrialisierung nicht gerade nach einer durchdachten Bauleitplanung gewachsene Stadt etwas freundlicher zu gestalten, durch Schaffung von Sport- und Erholungsstätten für mehr Lebens-

qualität zu sorgen. Dafür bot sich das unmittelbar am Stadtrand gelegene Wald- und Sandgrubengelände aus dem Besitz des Grafen von Nesselrode an. Die Stadt pachtete den Teil südlich der Bottroper Straße, und der tüchtige technische Beigeordnete Bohlmann (er wurde 1930 der erste Hochbaudezernent von Groß-Oberhausen) schuf hiermit dem Osterfelder Stadtwald und der (im Bombenkrieg völlig zerstörten) „Waldhof“-Gaststätte den Vorläufer des Revierparks Vonderort.

Oberbürgermeister Kellinghaus hatte nur acht Jahre Zeit, seine Pläne mit dem Ziel, das Image der Industriestadt mit ihrem von Schienenträngen und der Zeche und Kokelei Osterfeld eingegengten Stadtkern zu verbessern. Bernhard Rüter über ihn: „Er war nicht nur ein tüchtiger Verwaltungsfachmann, sondern auch ein tatkräftiger Förderer der kulturellen Belange, deren Bedeutung für ein aufstrebendes Industriegemeinwesen er nicht nur klar erkannte, sondern für die er stets ein offenes Herz und eine offene Hand hatte.“ In der Eingemeindungsfrage bezog Kellinghaus eine realistische Position als sein Sterkrader Kollege Heuser. Ihm war klar, daß Osterfeld auf Dauer seine Selbständigkeit nicht würde behaupten können, sondern nur die Wahl hatte, von Bottrop oder Oberhausen geschluckt zu werden. Kellinghaus sah in dem Anschluß an Oberhausen das kleinere Übel. Er schloß mit dem Oberhausener Oberbürgermeister Otto Havenstein einen Vertrag, der Oberhausen zu einer Reihe von Leistungen verpflichtete. Dazu gehörte auch der Bau eines Hallenbades.

In der im Herbst 1929 von Grünewald herausgegebenen Schrift „Osterfeld – Bilder aus der Geschichte eines altvestischen Gemeinwesens“ nimmt Kellinghaus zum Gesetz über die kommunale Neugliederung aus Osterfelder

Sicht wie folgt Stellung: „Damit ist auch die kommunale Selbständigkeit der Stadt Osterfeld beendet. In freier Selbstbestimmung hat Osterfeld dieses Schicksal selbst gewollt; es hat diesen Schritt getan in der vollen Erkenntnis, daß seine kommunale Selbständigkeit doch nicht erhalten bleiben konnte und daß nach Lage der Dinge es für seine Zukunft das Beste sei, von vornherein an der Gestaltung der Geschicke mitzuarbeiten, um eine unerwünschte Entwicklung zu verhindern, die gewünschte aber planmäßig zu fördern.“ Auf das von Oberhausen versprochene Hallenbad haben die Osterfelder allerdings noch lange warten müssen.

### In ödester Sandgegend

Anders als Sterkrade und Osterfeld hat sich Oberhausen nicht aus einem alten Siedlungskern heraus entwickelt. An der Stelle, wo die Köln-Mindener-Bahn, aus Richtung Süden kommend, nach Osten abbiegt, bauten die Eisenbahnpioniere mitten in der menschenleeren Lipperheide einen Minubahnhof, den sich nach dem an der Emscher gelegenen Schloß der Grafen Westerholt „Oberhausen“ nannten. Dem Schriftsteller Levin Schücking, damals Redakteur der Kölnischen Zeitung, stellte sich die Gegend um den heutigen Berliner Platz 1856 so dar: „Die Eisenbahn aber führt uns weiter nach Oberhausen, mitten in eine Landschaft, welche eine Staffage von nordamerikanischem Gepräge hat. Wir befinden uns in ödester Sandgegend, die kaum dürftigen Fichtenaufschlag nährt, in einer wahren Urheide, und mitten in ihr erblicken wir die Schöpfung des modernen Kulturlebens, eben aus dem Boden gestiegen: Stationsgebäude, Häuser, Hotels, Fabriketablissemments, und ehe viel Zeit verfließt, wird mit amerikanischer Schnelligkeit eine Stadt aus diesen Sandhügeln aufwachsen,

das verbürgt der Knoten der Bahnlinien, der sich hier schürzt.“ Der weitsichtige Chronist aus Köln erlebte den Heidebahnhof bereits als Knotenpunkt – mit Abzweigungen nach Ruhrort und Arnheim. Eine Gemeinde Oberhausen und damit auch ein Rathaus gab es damals noch nicht. Erst fünf Jahre später, am 18. November 1861, unterschrieb der Preußenkönig Wilhelm I. eine „Allerhöchste Cabinetts-Ordre“, in der bestimmt wird, daß aus Teilen von mehreren bisher selbständigen Gemeinden, einem Gebiet, in dem 6.000 Menschen leb-



*Bürgermeister Schwartz 1862 – 1839*

ten, eine große Gemeinde zu bilden sei, die den Namen „Oberhausen a/ Ruhr“ erhalten sollte.

Am 1. Februar 1862 führte der Duisburger Landrat Keßler den ersten, zunächst noch kommissarischen Bürgermeister von Oberhausen in sein Amt ein: den bisherigen Kreissekretär Friedrich August Schwartz aus Neuß. Wie Karl Lange in seinem Vortrag auf der Festsitzung des Rates zur Hundertjahrfeier 1962 berichtete, fanden die Übergabefeierlichkeiten im Restaurant der Bahnstation Oberhausen statt, dem einzigen repräsentativen Saal in der neuen Gemeinde. Lange:

„So war die Bildung einer selbständigen Gemeinde nichts anderes als die natürliche, entwicklungsmäßige Folge der Lebensverhältnisse, die durch Industrie und Verkehr entstanden waren.“

Wie seine späteren Bürgermeisterkollegen in Sterkrade und Osterfeld mußte Friedrich August Schwartz aus dem Nichts eine effektive Verwaltung aufbauen und bei der Beschaffung von Tintenfaß und Feder anfangen. Sein erstes Büro richtete er in zwei gemieteten Räumen im Haus an der heutigen Ecke Markt- und Pacellistraße ein. „Sein erster Rathausplan fiel buchstäblich ins Wasser“, wie Paul Huppers in einer Zeitungsserie zum 40jährigen Bestehen des Rathauses formulierte. Schwartz wollte das Rathaus als städtebauliches Bindeglied zwischen den Bahnhöfen (1862 war unmittelbar neben dem Köln-Mindener Bahnhof der Bergisch-Märkische Bahnhof für die Strecke nach Essen über Mülheim in Betrieb genommen worden; beide Bahnhöfe wurden 1886 zum Zentralbahnhof vereinigt) und dem Wohngebiet an der Marienkirche verstanden wissen. Er schlug daher dem Gemeinderat den heutigen Ebertplatz als Standort vor. Kurz vor Baubeginn verwandelte sich das über dem Abbaugelände der Concordia gelegene Gelände infolge Bergsenkungen in einen fast 20 m tiefen Sec, der eine 40 Morgen große Fläche bedeckte und zu Kahnpartien einlud.

Die Rathausplaner verlegten den Standort auf den höher gelegenen Galgenberg an der damaligen Bergstraße, die später nach dem ersten Oberhausener Bürgermeister benannt wurde. Die Grundsteinlegung war am 6. September 1873 und damit in einem Jahr, das auch ein für die weitere Entwicklung der jungen Gemeinde wichtiges Ereignis brachte: die Verlegung der GHH-Hauptverwaltung von Sterkrade nach Oberhausen an die Essener



*Mit 139353 Mark kam Bürgermeister Schwartz beim Bau des ersten Oberhausener Rathauses aus. Das Gebäude wurde durch Bomben schwer getroffen und nicht wieder aufgebaut. Eine Gedenksäule erinnert heute an den Standort.*

Amtszeit aus allen Nähten, zumal das mit amerikanischem Tempo gewachsene Oberhausen durch Eingemeindung (1910 von Alstaden und Teilen von Dümpten und Styrum, 1915 von Teilen von Frintrop, Borbeck und Dellwig) im ersten Weltkrieg in die Reihe der

*Oberbürgermeister Havenstein 1906 – 1930*



Straße. Man kann sagen, daß damals der Grundstein nicht nur für das Rathaus, sondern auch für die spätere GHH-Stadt Groß-Oberhausen gelegt wurde. Oberhausen zählte bereits 15.000 Einwohner, als es endlich sein Rathaus erhielt. Das Jahr der Einweihung – 1874 – war zugleich das Jahr der Stadtwerdung. Die Verwaltung war inzwischen auf 18 Bedienstete angewachsen.

Roland Günter beschreibt das erste Oberhausener Rathaus – Baukosten ganze 139.353 Mark – wie folgt: „Es war ein dreigeschossiges kubisches Gebäude mit klassizistischen und neubarocken Formen. Das Sockelgeschoß mit glatter, geputzter Rustika besaß klassizistische große Rundbogenfenster und einen vorgesetzten Portalbau. Die beiden Obergeschosse mit noblen klassizistischen Ädikula- und kleineren Rechteckfenstern wurden durch flache Pilaster zu einer großen Ordnung zusammengehalten.“

Das Gebäude wurde am 2. Februar 1942 durch Bomben schwer getroffen und 1946 abgerissen. Von dem Schwartz'schen Rathaus geblieben ist nur ein an seinem Standort auf-

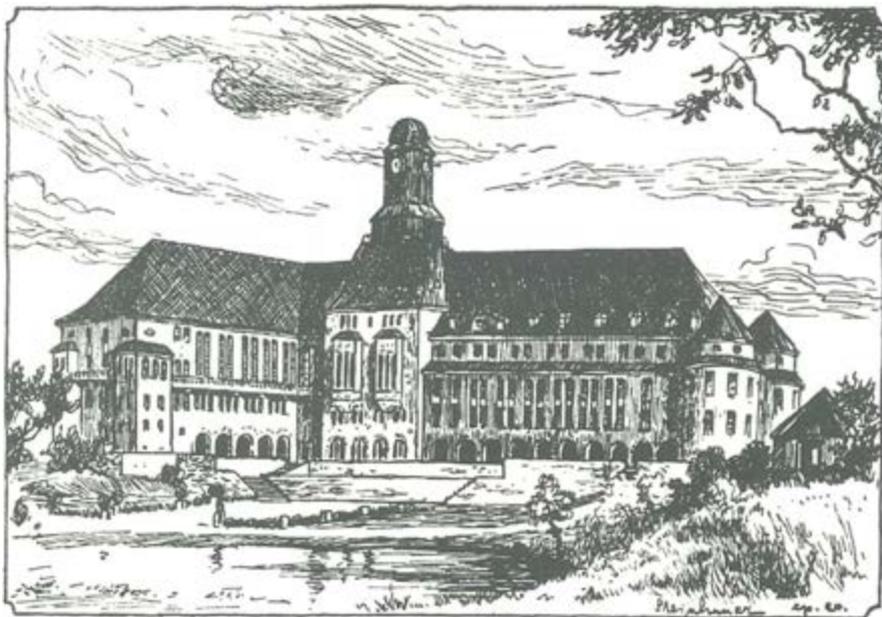
gestellter Sandstein mit korinthischem Kapitell. Wer sich die Zeit nimmt, an den Erinnerungstein heranzutreten, liest auf einer Bronzetafel: „Erbaut 1873 – zerstört 1942 – Hierunter die Urkunden der Grundsteinlegung von 1873, vermehrt um diejenigen des 75jährigen Stadtjubiläums 1949.“ Ein Jahr nach der Jahrhundertwende und damit 16 Jahre früher als Sterkrade, aber bei einer mit 43.409 etwas geringeren Einwohnerzahl, wurde Oberhausen unter Bürgermeister Otto Wippermann, dem zweiten Nachfolger von Schwartz nach Friedrich Haumann, selbständiger Stadtkreis und schied aus dem Kreis Mülheim aus.

Als Wippermann-Nachfolger trat 1906 mit Berthold Otto Havenstein der Mann die Bühne unserer Heimatgeschichte, der in der Auseinandersetzung um die Gebietsreform von 1929 die entscheidenden Weichenstellungen für die Entwicklung unserer heutigen Stadt vornahm, und dem wir unser stolzes Rathaus auf dem Galgenberg zu verdanken haben. Das Schwartz'sche alte Rathaus platzte in Havensteins

Großstädte aufrückte. Zahlreiche Dienststellen mußten außerhalb des Rathauses untergebracht werden, so die Bauämter, das Standesamt, Wohlfahrtsamt, Jugendamt, Vermessungsamt, Versicherungsamt und das Einwohnermeldeamt. Die Stadtverwaltung war auf insgesamt fünf Stellen verteilt, das ehemalige Hotel „Hof von Holland“ diente als „Nebenrathaus“. Etwas Luft gab es, als der dreigeschossige Erweiterungsflügel längs der Schwartzstraße gebaut wurde. Der schlichte Verwaltungsbau überstand den Bombenkrieg, verschwand aber nach Fertigstellung der Erweiterung des neuen Rathauses 1957 durch Abbruch von der Bildfläche.

Über die große Rathausbaulösung hatte schon Otto Wippermann nachgedacht. Aber Havenstein war es, der vom ersten Tag seiner Amtszeit an auf einen Rathausneubau zusteuerte und es verstand, die Notwendigkeit dieses kühnen Projektes in der Bürgerschaft überzeugend darzustellen.

„Es war Ausdruck des Selbstvertrauens und der Zukunftsgläubigkeit, als Oberhausen 1910 einen öffentlichen Wettbewerb für ein neues Rathaus ausschrieb, an dem sich namhafte Architekten aus dem ganzen Reichsgebiet beteiligten“, schreibt Paul Huppers. Der erste Preis und damit der Planungsauftrag ging an Friedrich Pützer (1871–1922), Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Pützer entwarf eine winkelförmige Anlage mit 100 m langer Hauptfront zum Grillopark hin mit Arkadenumgang und einem Querflügel längs der Freiherr-vom-Stein-Straße, mit Ratskeller und Festsaal für 1.000 Personen. Das Steildach, der mit einer kuppelförmigen Haube gekrönte stattliche Uhrenturm sowie zwei runde Flankiertürme an der Schwartzstraße sollten die monumentale Wirkung des für eine



*Rathaus-Entwurf aus dem Jahre 1911 von Prof. Pützer für Alt-Oberhausen*

Einwohnerzahl von 100.000 konzipierten Rathauses unterstreichen.

Pützers Helfer bei der Ausarbeitung dieses Entwurfes war der spätere Rathaus-Architekt Ludwig Freitag (1888–1973), der durch die Vermittlung des Bauprofessors 1914 als Angestellter zum Hochbauamt der Stadt kam und 1919 Leiter der Entwurfsabteilung wurde. Krieg, die politischen Wirren der Nachkriegszeit und Pützers Tod verhinderten die Bauausführung. Man mußte sich zunächst mit der Erweiterung des alten Rathauses begnügen.

#### „Fertigen Sie mal eine Skizze“

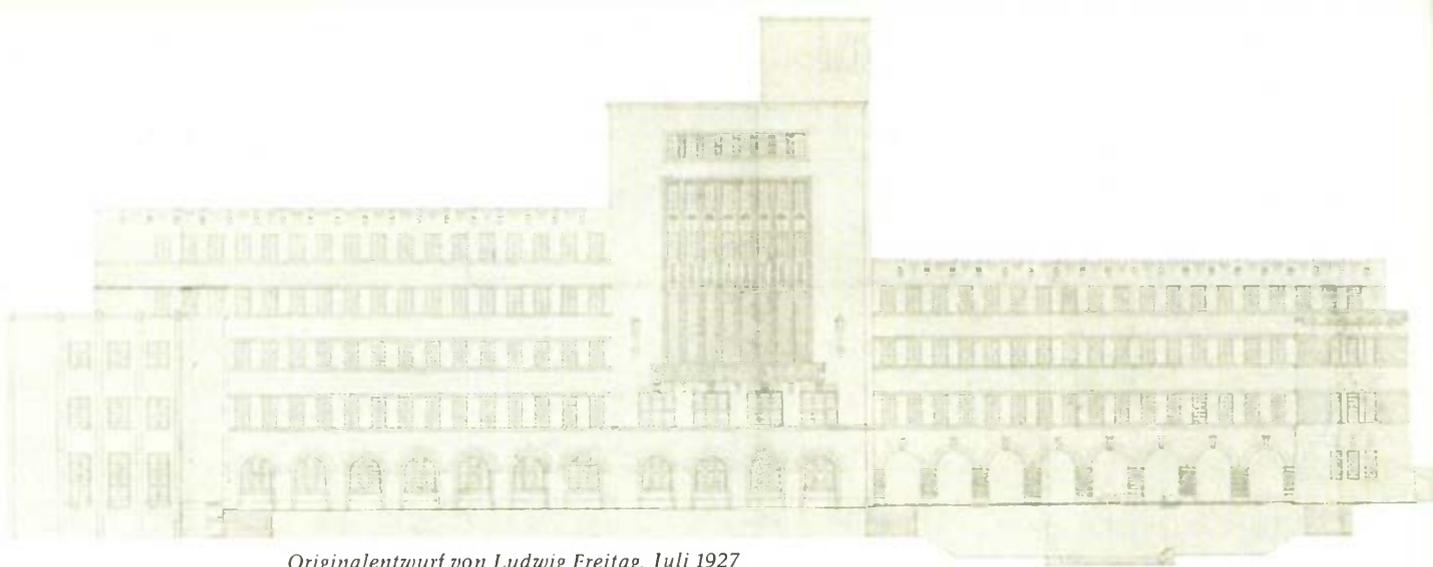
Doch das Rathausprojekt kam nicht mehr vom Tisch. Da man an den Grundzügen des Pützer-Entwurfs festhalten wollte, verzichtete die Stadt auf einen erneuten Wettbewerb. Hochbaudezernent

Eduard Jüngerich arbeitete einen neuen Ausführungsplan aus. Er übernahm dabei wesentliche Teile der Pützer-Konzeption, so auch die Arkaden und die west-östliche Durchgangshalle. 1927 lag dieser Entwurf vor. Ob die Arbeit nicht zur vollen Zufriedenheit des Stadt-

oberhauptes ausgefallen war? Jedenfalls forderte Havenstein – wie überliefert ist – noch im selben Jahr den Pützer-Schüler und Jüngerich-Untergebenen Ludwig Freitag auf: „Fertigen Sie mal eine Skizze für einen Rathaus-Neubau an.“

Freitag benötigte nur fünf Wochen, um Bauskizzen und Schaubild im Maßstab 1:200 auf das Zeichenpapier zu bannen (nach seinen Ideen entstanden am Reißbrett auch die Entwürfe für die Berufsschule, Broermann-Realschule, die Verwaltungsbauten am heutigen Friedensplatz, Havensteinschule in Dellwig, die Pädagogische Akademie und für den Theaterumbau). Der Rathausentwurf von Freitag fand allgemeine Anerkennung. Am 18. Oktober 1927 beschloß die Stadtverordnetenversammlung den Neubau.

Oberbürgermeister Havenstein würdigte die (stadt-)historische Entscheidung mit den Worten: „Zu einer Tat ruft ein neuer Tag! Ein wichtiger Augenblick, der uns die Tore öffnet zu einer glückverhei-



*Originalentwurf von Ludwig Freitag, Juli 1927*

henden Zukunft der Stadt. Alles Große muß aus tiefer Notwendigkeit hervorbrechen und sich so darstellen, daß es nicht mehr anders geht. Unter Erhaltung des alten Rathauses und unter Nutzung der alten Räume soll auf schönstegelegener Stelle das neue Werk entstehen. Es wird für viele Jahre die Bedürfnisse erfüllen können. Es ist reiflich überlegt, und es fordert von der Bürgerschaft schwere Opfer. Es wird ein Betrag von 2,8 Mio. Mark gefordert. Aber diese Opfer sind für uns tragbar und nicht in der Lage, den Stadtfinanzen das Rückgrat zu brechen.“

Am 31. Oktober 1927 versammelten sich die Honoratioren der Stadt auf dem Galgenberg zum feierlichen ersten Spatenstich. Wenn man bedenkt, daß den Bauleuten damals viele der heute üblichen technischen Hilfsmittel nicht zur Verfügung standen, verdient das Tempo der Bauarbeiten höchsten Respekt. Für die sieben Meter tiefe Baugrube mußten 10.000 Kubikmeter Erde bewegt werden – mit zweirädigen Pferdekarren. Aus dem Würzburger Becken wurde Muschelkalk für Sockel und Portale herbeigeschafft, Granit aus dem Fichtelgebirge für die Freitreppe, rheinischen Basalt als Terrassenbelag und für die mittlere Treppenhalle, Kupferblech für Dächer und Gesimse. 335.000 Klin-



*Der Rathaus-Architekt Ludwig Freitag vor seinem Werk. Professor Pützer hatte Freitag aus Darmstadt mitgebracht.*

ker brauchte man für die Fassade. Von den insgesamt 117 am Bau beteiligten Firmen waren nur 31 nicht aus Oberhausen. Nach Freitag-Entwürfen wurde auch die Inneneinrichtung einschließlich der Möbel gefertigt.

Auf „Kunst am Bau“ legten die Rathäuserbauer großen Wert. Roland Günter erwähnt die Skulpturen im Muschelkalkstein „Handel“ und „Industrie“ des Bildhauers Adam Antes (Darmstadt) zu beiden Seiten des großen Fensters des Rathaussaales im Mittelblock und

die im Bombenkrieg zerstörten Skulpturen an der Straßenfassade des Düsseldorfer Künstlers Leopold Fleischhacker.

Am 15. Oktober 1928 wurde das Richtfest gefeiert. Am 1. März 1930 war der Neubau bezugsfertig, die Bürokraten konnten ihre stolze Burg auf dem Galgenberg beziehen. Die Fachwelt feierte das monumentale Rathaus als Musterbeispiel moderner Behördenbaukunst. Die städtebauliche Wirkung des Neubaus wurde noch dadurch erhöht, daß man den Grillopark umgestaltete und mit dem neuen Rathaus in eine architektonische Einheit brachte, wie es Pützer bereits 1914 vorgesehen hatte.

Von dem Rathausbau schwärmte Oberbürgermeister Dr. Heuser in seinem Grußwort zur Vollendung im Mai 1930: „Stolz ragt der schöne und gewaltige Bau von erhabener Stätte weit sichtbar in das Land. Ein erfreuliches Zeichen rastloser Arbeit und unentwegten Aufwärtstrebens unserer jungen Großstadt.“

Die Ereignisse im Zusammenhang mit der kommunalen Neuordnung von 1929 waren inzwischen über den Rathausbau hinweggerollt. Oberbürgermeister Havenstein hatte in dieser Frage ein überzeugendes Konzept anzubieten als sein Sterkrader Kollege Dr. Heuser. Zu-

sammen mit seinem starken Verbündeten aus der Industrie, GHH-Generaldirektor Dr. Paul Reusch, vertrat Havenstein mit aller Entschiedenheit die schlüssige These, daß die drei Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld wirtschaftlich und strukturell eine Einheit bilden. Zwei Klammern hielten das Städte-Trio zusammen: die damals noch ungeteilte GHH mit den Hüttenbetrieben und der Hauptverwaltung in Oberhausen, der Weiterverarbeitung in Sterkrade und dem Bergbau in Osterfeld sowie das seit drei Jahrzehnten den gesamten Raum erschließende Straßennetz der Stadtwerke Oberhausen.

Havenstein und Reusch erreichten ihr Ziel: die GHH-Stadt Groß-Oberhausen. Diesen Erfolg als Stadtoberhaupt auszukosten, ist dem damals 63 Jahre alten (evangelischen) Kommunalpolitiker Havenstein, der gern die letzten Jahre bis zur Erreichung der Altersgrenze im neuen Rathaus der neuen Großstadt amtiert hätte, nicht vergönnt gewesen.

### Der OB mußte katholisch sein.

Die Konfession spielte in jener Zeit bei der Besetzung der leitenden Positionen eine wichtige Rolle. Das Zentrum war auch im Stadtparlament von Groß-Oberhausen die stärkste Fraktion und forderte einen katholischen Oberbürgermeister. Die anderen Fraktionen signalisierten Einverständnis, als das Zentrum den bisherigen (katholischen) Oberbürgermeister von Hamborn, Dr. Rosendahl, der als Verwaltungsfachmann in hohem Ansehen stand, sein Amt aber durch die kommunale Neuordnung verloren hatte, zum ersten OB von Groß-Oberhausen zu wählen. Doch wegen einer Indiskretion, begangen von der Redaktion der Zentrumszeitung Ruhrwacht, fühlten sich die anderen Parteien nicht mehr an die lose Abmachung gebunden.

Weil der Ratssaal im neuen Rathaus noch nicht zur Verfügung stand, fand die historische Stadtverordnetenversammlung mit Wahl der neuen Verwaltungsspitze am 25. Februar 1930 in der Aula des Städtischen Oberlyzeums statt. Zur großen Überraschung der Bürgerschaft, die nicht ahnen konnte, was sich kurz vor der Wahl hinter den Rathauskulissen abgespielt hatte, erhielt Dr. Rosendahl nur die 22 Zentrumsstimmen, der (katholische) ehemalige Sterkrader Oberbürgermeister Dr. Heuser aber die 28 Stimmen der anderen Parteien mit Ausnahme der Kommunisten, die sich der Stimme enthielten.



So kam es, daß ausgerechnet Havensteins ärgster Widersacher Dr. Heuser, der sich mit Händen und Füßen gegen die Groß-Oberhausener Lösung gewehrt und eine Verfassungsbeschwerde gegen das Neuordnungsgesetz angestrengt hatte, bei der Rathauseinweihung am 20. Mai 1930 den Schlüssel aus der Hand des Hochbaudezernenten Jüngerich entgegennehmen konnte. Havenstein erlebte diese Szene als Ehrengast. Auch der für den Rathausbau verantwortlich gewesene Beigeordnete Jüngerich wurde ein Opfer des Städtezusammenschlusses: er mußte seinen Rathaussessel dem Osterfelder Bohlmann überlassen. Nur noch drei Jahre hat

das neue Rathaus der bürgerschaftlichen Selbstverwaltung als Grundlage der Demokratie dienen können. Die Nazis entfernten 1933 alle aufrechten Demokraten aus Rat und Verwaltung und installierten 1935 das Führerprinzip: Die 22 Ratsherren wurden auf Vorschlag des Kreisleiters der NSDAP vom Oberbürgermeister ernannt. Dr. Heuser konnte sich bis 1937 auf dem OB-Sessel halten, sein Nachfolger Gelberg fiel 1940 im Frankreichfeldzug. Dessen Nachfolger Bollmann flüchtete kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner aus dem Rathaus, das – wie auch die Rathäuser in Sterkrade und Osterfeld – den

*Die vermutlich erste Bürgerinitiative in unserem heutigen Stadtgebiet kämpfte 1929 für die Erhaltung der Selbständigkeit Sterkrades. In einem Demonstrationszug rollte auch ein mit Plakaten benagelter Möbelwagen von Brauckmann mit. An der Spitze der Protestbewegung stand Oberbürgermeister Dr. Heuser.*

Bombenkrieg gut überstanden. Als das benachbarte alte Rathaus getroffen wurde, gab es auch Schäden am Eingang Schwartzstraße, der in vereinfachter Form, ohne Figuren und Wappen, wiederaufgebaut wurde.

Die kurzen Amtszeiten der von der Militärregierung eingesetzten kommissarischen Oberbürgermeister Wilhelm Thyssen und Karl Haendly sind Episoden aus einer

*Neuanfang 1945 im Oberhausener Rathaus: der britische Stadtkommandant eröffnet eine Ratssitzung. Links neben dem Vertreter der Besatzungsmacht der kommissarische Oberbürgermeister Haendly, der Ende 1945 von Georg Kaeßler (ganz rechts) abgelöst wurde. Kaeßler wurde 1946 der erste Oberstadtdirektor. Rechts neben dem Stadtkommandanten Oberstudiendirektor Dr. Schäfer, der als Dolmetscher fungierte.*



*So sah das Rathaus auf dem Galgenberg bei Kriegsende 1945 aus. Der schwer beschädigte Eingang an der Schwarzstraße wurde in schlichterer Form wiederhergestellt. Rechts die Ruine des schwer getroffenen alten Rathauses.*



Zeit geblieben, in der unsere Stadt aus tausend Wunden blutete, die der Bombenkrieg geschlagen hatte. Wichtigste Aufgabe der in den drei städtischen Verwaltungsgebäuden Tätigen war es damals, die Not der Ausgebombten und der in die zerrümmerte Stadt strömenden Flüchtlinge, die all ihr Hab und Gut verloren hatten, zu mildern, den Mangel zu verteilen. Und für die Beseitigung der Trümmer zu sorgen, damit der äußere Wiederaufbau beginnen konnte. Gleichzeitig fanden sich verantwortungsbewußte politische Kräfte zusammen, um den ideologischen Schutt des „Tausendjährigen Reiches“ wegzuräumen, den Weg zu einem demokratischen Neuanfang zu ebnen.

Die in der englischen Besatzungszone eingeführte neue Gemeindeordnung brachte im Februar 1946 die (heute noch bestehende) Trennung der Ämter des Oberbürgermeisters und des Verwaltungschefs. Erster ehrenamtlicher Oberbürgermeister wurde der Kaufmann Karl Feih, der erste Oberstadtdirektor Georg Kaeßler. Am 5. November 1946 trat – in Anwesenheit des englischen Stadtkommandanten – der erste aus einer freien Wahl hervorgegangene Rat der Nachkriegszeit zu seiner konstituierenden Sitzung im großen Saal des Rathauses zusammen. Die unvergessene Luise

*Aus der Amtszeit von Oberbürgermeister Otto Aschmann (1948 bis 1952) stammt dieses Foto, das die SPD-Fraktion während einer Ratssitzung zeigt. Als „gewöhnliche“ Stadtverordnete sitzt Luise Albertz in der vorderen Reihe neben Hedwig Aßmann und dem Fraktionsvorsitzenden Willy Meinicke. In der letzten Reihe sieht man die beiden DKP-Stadtverordneten Willig und Rinne. Vor dem Umbau des Ratssaales waren die Sitze der Stadtverordneten in Längsrichtung angeordnet, die „Regierungsbank“ befand sich an der südlichen Stirnwand.*

Albertz erlebte in dieser Sitzung ihre erste Wahl zum Oberbürgermeister. Sie konnte damals nicht ahnen, daß sie auch die Festsitzung des Rates zum hundertjährigen Bestehen von Oberhausen am 1. Februar 1962 und die Sondersitzung „25 Jahre freigewählter Rat“ am 5. Novem-



*Wie in einem Klassenzimmer saßen die Stadtverordneten früher vor der „Regierungsbank“ auf der Bühne an der südlichen Stirnseite. Dieses Bilddokument aus den frühen 50er Jahren zeigt Mitglieder der Zentrums- und der CDU-Fraktion bei einer Abstimmung, in der vorderen Reihe von links Otto von Laufenberg, Johann Erwig, Karl Feih und Otto Aschmann.*

ber 1971 als Oberbürgermeister leiten würde. In der Zwischenzeit hatten Otto Aschmann (von 1948–1952) und Otto Pannenbecker (von 1952 bis 1956) dieses Amt bekleidet. Als Oberbürgermeister starb sie nach fast 25 Amtsjahren am 1. Februar 1979. Seitdem amtiert Friedhelm van den Mond als Hausherr auf dem Galgenberg. Schon bei seiner Fertigstellung im Jahre 1930 war das Rathaus zu klein gewesen. Aber seine Planer hatten Erweiterungsmöglichkeiten vorgesehen: je einen Flügel an der Schwarz- und an der Freiherr-vom-Stein-Straße, die einen Ehrenhof bilden sollten. Aus dem Ehrenhof wurde nichts, gebaut wurde 1956/57 nur der Flügel an der Schwarzstraße. Wie schon vor 60 Jahren ist die Verwaltung, von den Rathäusern Sterkrade und Osterfeld abgesehen, auf mehrere Stellen verteilt. Die Hoffnung auf eine Rathausfiliale an der Düppelstraße im Sanierungsgebiet City-Ost I ist wohl noch nicht begraben.



*Zur Festsitzung des Rates aus Anlaß des Jubiläums 100 Jahre Gemeinde Oberhausen am 1. Februar 1962 trug Oberbürgermeisterin Luise Albertz (am Rednerpult) erstmals die Amtskette.*

### **Wie eine Lehrerin**

Aus der jüngsten Rathausgeschichte erwähnenswert ist der 1958 erfolgte Umbau des großen Sitzungssaales, der bis zum Bau der Stadthalle auch als Theater-, Konzert- und Vortragssaal genutzt wurde. Wie in einem großen Klassenzimmer saßen die Stadtverordneten in Längsrichtung vor der an der südlichen Querwand auf der Bühne angeordneten „Regierungsbank“. Luise Albertz sagte einmal vor der Umgestaltung, daß sie sich wie eine Lehrerin vor der Schulklasse vorkomme. Die Platzordnung wurde um 90 Grad gedreht, seit der Wiedereröffnung des Saales am 30. November 1958 sitzen die Stadtverordneten mit dem Rücken zur Fensterfront.

Zu Beginn der Arbeit des Rates in dem umgestalteten Saal gab Luise

Albertz ihrer Hoffnung Ausdruck, „daß hier unsere demokratische Selbstverwaltung in Friedenszeiten und bei sich wieder bessernder Wirtschaftslage für unsere Bürger und unsere Stadt stets das Beste erzielen möge.“ Der Wunsch von Luise Albertz hinsichtlich der Wirtschaftslage ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Die Wirtschaftslage unserer von Strukturproblemen geplagten Stadt hat sich seitdem erheblich verschlechtert. Die Aufgabe, der Bürger Bestes zu erzielen, wird dadurch denjenigen, die im großen Rathaussaal ihre Entscheidungen treffen, nicht gerade erleichtert. Aber Resignation ist nicht angebracht. Unsere drei Rathäuser haben schon schlechtere Zeiten erlebt.

# SCHLOSS OBERHAUSEN EIN KULTURELLES ZENTRUM

von Bernhard Mensch

Zweitausend Menschen, Familienväter mit Kindern auf dem Arm, Jugendliche, türkische Mütter mit Kopftüchern, deutsche Familien aus Oberhausen tummeln sich auf dem Innenhof des Schlosses zwischen bunten Marktständen, die einem orientalischen Bazar ähneln, und einer großen Bühne vor der Schloßkulisse, auf der Künstler aus der Türkei und aus der Bundesrepublik die Botschaft des großen türkischen Dichters Nazim Hikmet vortragen:

Leben  
Einzel und frei  
Wie ein Baum  
Und brüderlich  
Wie ein Wald  
Ist unsere Sehnsucht.

Das große deutsch-türkische Volksfest, das aus Anlaß der Ausstellung Menschen Landschaften in der Schloßgalerie gefeiert wird, findet statt auf geschichtlichem Boden: der Schloßhof, auf dem einst die Kutschwagen des Grafen von Westerholt – Arenfels vorfuhren, wird eingeschlossen von den Wirtschaftsbauten und dem Herrenhaus dieses einst gräflichen Landsitzes, von dem die Stadt ihren Namen hat und dessen Geschichte, als einst

wichtige preußische Verkehrsverbindung am Emscherübergang, sich eng mit der Entstehungsgeschichte unserer Stadt verknüpft. Heute sind die Tage fürstlicher Selbstdarstellung längst Vergangenheit – geblieben ist uns die barock-klassizistische Anmut der Schloßanlage, in der die Städtische Galerie seit dem Wiederaufbau des Herrenhauses, 1960, ihren ständigen Sitz bekommen hat.

## Schatztruhe Galerie

Die Schloßmauern beherbergen einen städtischen Kunstbesitz, der Jahr um Jahr gewachsen ist und wertvolle Beispiele der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts birgt. Der Oberhausener Bürger begegnet in seinem Museum den großen Vertretern der klassischen Moderne, der Ecole de Paris, des deutschen Expressionismus und vielen, teils international bekannten Künstlern der zeitgenössischen Kunst. Neben der Pflege und Präsentation dieser Kunstschatze ist die Schloßgalerie in den letzten Jahren zu einem auch überregional vielbeachteten Zentrum der Begegnung und Auseinandersetzung mit den Kunsttraditionen unseres Jahrhunderts, vornehmlich aus der Sicht dieser Arbeiterstadt, geworden: Künstler, die in

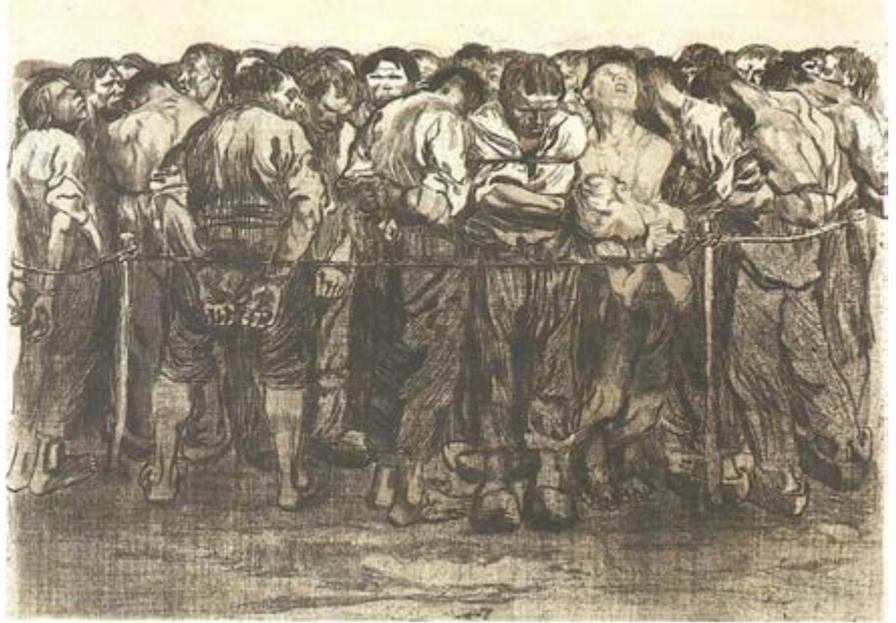
ihrem Werk und mit ihrem Namen das Schicksal, die Hoffnungen und Kämpfe der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung geprägt und bewahrt haben, finden in Oberhausen ein Publikum, das in diesen Bildern einen wichtigen Teil eigener Geschichte und kultureller Identität erkennen kann. Namen wie Käthe Kollwitz, Conrad Felixmüller, Otto Pankok stehen für viele große Meister unseres Jahrhunderts, die mit ihren Bildwerken dem Leben und der Arbeit dieser von der Industrie geprägten Region ein bleibendes Gesicht gegeben haben.

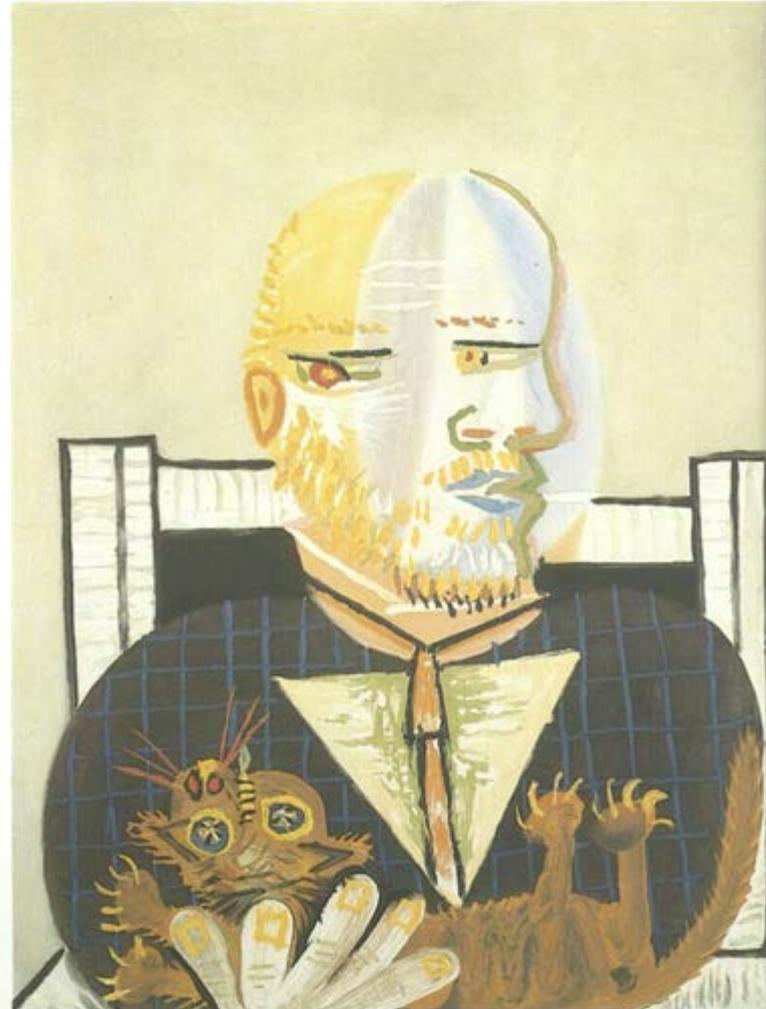
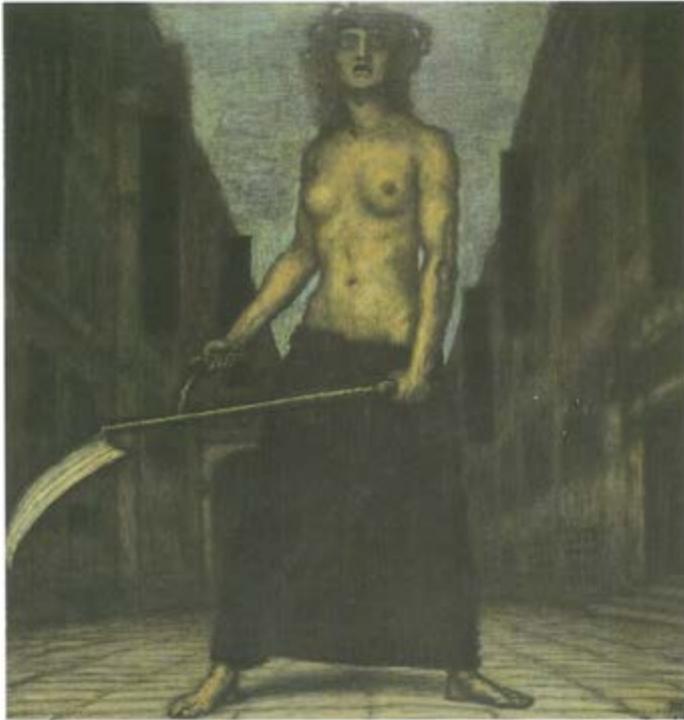
## Ein Schokoladenfabrikant ermöglicht kulturelle Begegnungen und internationale Verständigung im Revier

Zum Jahresende 1982 treffen sich Vertreter der Stadt Oberhausen mit dem international bedeutendsten deutschen Kunstsammler, Prof. Dr. Drs. h. c. Peter Ludwig in den Räumen des Schloßes Oberhausen. Die Ausstellungshallen präsentieren gerade einen Querschnitt aktueller Kunst des Ruhrgebiets. Sollte nicht in dieser Region, die wie keine andere in der Bundesrepublik zur Begegnung und Öffnung der „Wege zum Nachbarn“ geeignet erscheint, die Auseinandersetzung mit dem

*Käthe Kollwitz: Gefangen, aus der Folge  
Bauernkrieg 1908  
Radierung, Städtischer Kunstbesitz*

*Bernhard Heisig: Ende des Abendprogram-  
mes 1983  
Öl auf Leinwand, Sammlung Ludwig Ober-  
hausen*





*Marc Chagall: Daniel in der Löwengrube, o. J.  
Lithographie, Städtischer Kunstbesitz*

*Franz von Stuck: Die Pest 1913  
Öl auf Holz, Städtischer Kunstbesitz*

*Pablo Picasso: Les trois femmes 1954  
Lithographie, Städtischer Kunstbesitz*

*Pablo Picasso: Bildnis Vollard o. J.  
Aquatinta, Städtischer Kunstbesitz*

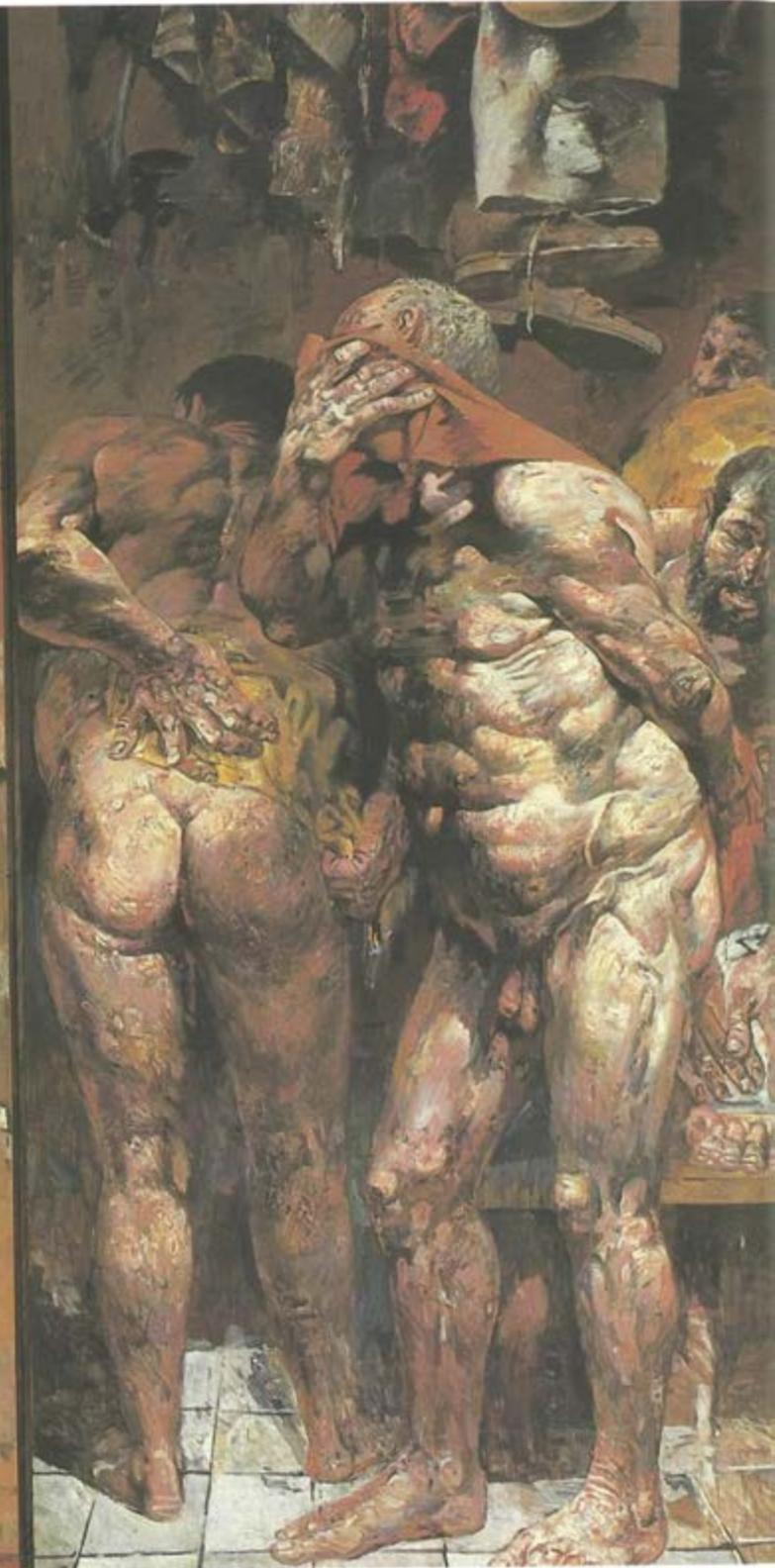


*Pablo Picasso: Im Bad  
(Suite Vollard) o. J.  
Radierung, Kunstverein OB*

*Otto Pankok: Schöpfrad, 1954  
Holzschnitt, Städtischer Kunstbesitz*

*Dietmar Ullrich: Zuschauer 1973  
Öl auf Leinwand, Städtischer Kunstbesitz*

*Hanefi Yeter: Ausgesperrt 1980  
Öl auf Leinwand, Städtischer Kunstbesitz*



Willi Sitte: *Nach der Schicht im Salzbergwerk* 1982  
Öl auf Hartfaser, Sammlung Ludwig Oberhausen

Kunstschaffen der Menschen im anderen Teil Deutschlands hervorragend möglich sein? Das Anliegen, das die Stadt dem Aachener Kunstmäzen vorträgt, die städtische Galerie zum Sitz der umfangreichen Sammlung aktueller Kunst der DDR zu machen, findet die spontane Bereitschaft des Stifterehepaares Ludwig. Der erst vor einem halben Jahr geschlossene Vertrag zur Gründung des Ludwig-Instituts für Kunst der DDR in der städtischen Galerie birgt die Möglichkeit, eine über die Landesgrenzen hinaus beachtete Kunstsammlung zu einem attraktiven Schwerpunkt in der vielfältigen Museumslandschaft des Rheinlands und Ruhrgebiets in Oberhausen werden zu lassen.

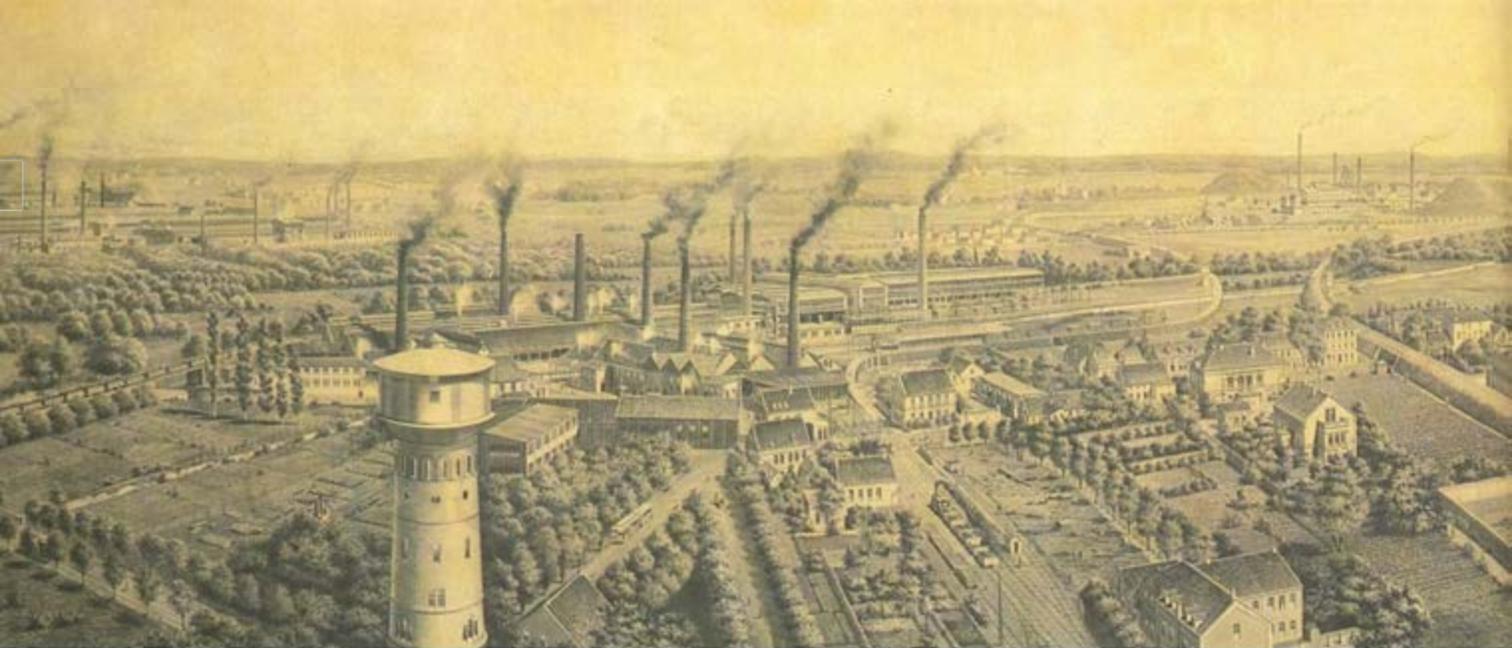
**Eine Mahnstätte der Opfer des Faschismus und ein Auftrag zur Friedenserziehung**

Vor dem linken Seitenflügel der Schloßanlage erhebt sich eine hohe Steinfigur: die „Trauernde“. Sie lädt ein zum Besuch der Gedenkhalle, die in den 60er Jahren von der damaligen Oberbürgermeisterin unserer Stadt, Luise Albertz, den Opfern des Faschismus und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gewidmet wurde. Über viele Jahre haben Ausstellungen in diesen Räumen die Erinnerung an die im Widerstand gegen die Verbrechen des Nationalsozialismus Gefallenen und Kämpfenden bis heute gewahrt. Heute ist neben die Aufgabe der kritischen Mahnung die schwerwiegende Verpflichtung der Erziehung zum Frieden und der Warnung vor neuen weltbedrohenden Kriegsgefahren getreten. Entsprechend der Vielfalt solcher Fragen und Probleme wird die Gedenkhalle zunehmend auch zu einem Ort der Begegnung mit Zeugen der Geschichte und großen Künstlern unseres Jahrhunderts, die für die Friedenseröffnung der Menschen ein vehementes Zeugnis ablegen.



*Gedenkhalle: Blick in die Ausstellung „Vor 50 Jahren – Oberhausen 1929 – 33“*





# 225 JAHRE RUHR- INDUSTRIE

*Die von den Malern Jakob und Carlo Maria Weesper-Krell um die Jahrhundertwende gemalte Industrielandschaft der GHM besticht durch ihre sachgetreue Wiedergabe.*

Der Gründung der ersten Hütte folgten zwei weitere: „Gute Hoffnung“ und „Neu Essen“. Alle drei Werke wurden im Jahre 1808 zu der „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huysen“ zusammengefaßt. Das Wachstum des Unternehmens und der damit steigende Kapitalbedarf machten im Jahre 1873 die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft notwendig. Es entstand der „Gutehoffnungshütte, Actienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb“.

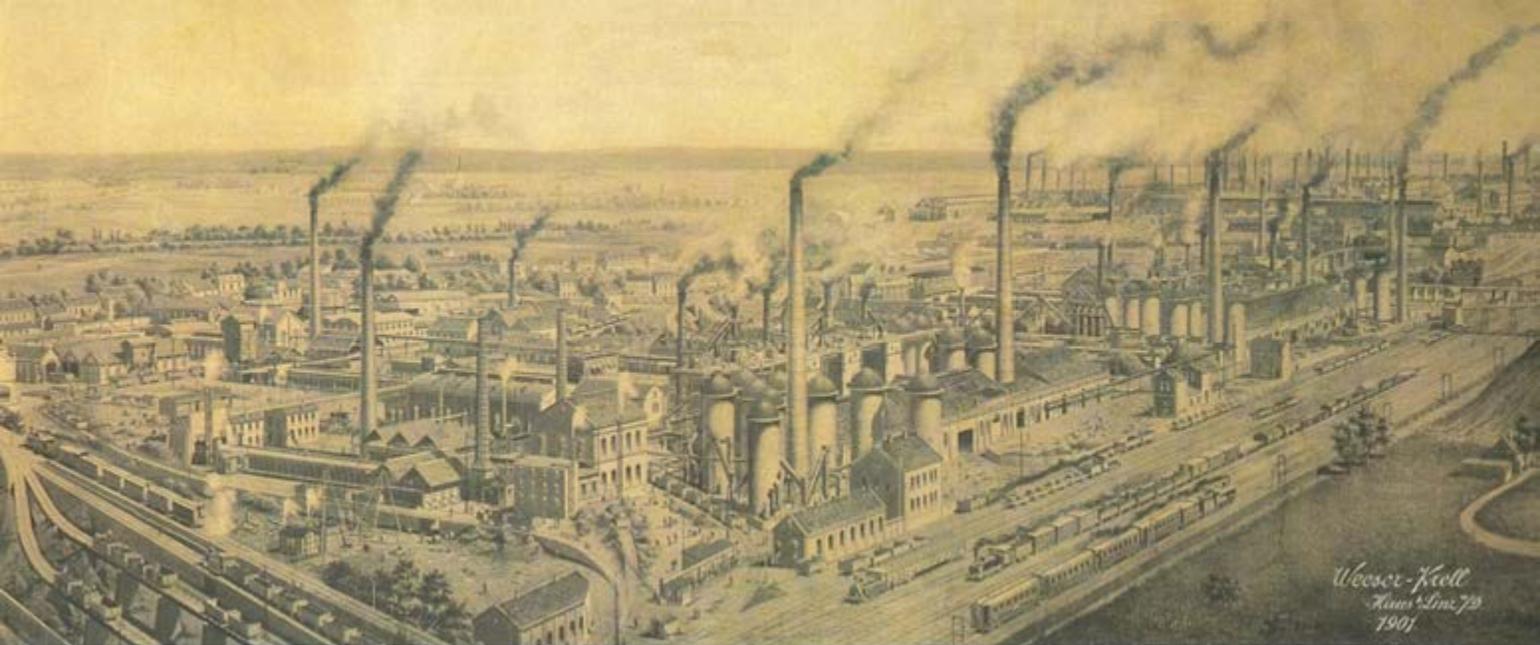
## **Die Industrie legt den Grundstein zur Stadtentwicklung.**

In diese Zeit fallen auch die Ursprünge der Stadt Oberhausen. Sie gehen zurück auf die Entscheidung für den Bau eines Bahnhofes, die nicht nach den damals verstreut vorhandenen Siedlungen, sondern nach dem Standort der Hüttengewerkschaft getroffen wurde. So entstand 1846 ein Bahnhof mitten in der Heide, um den herum sich erst im Laufe der Jahre ein Siedlungszentrum entwickelte. Die Stadt



*Von  
Dr. Manfred Lennings,  
Vorsitzender des  
Vorstandes des  
Gutehoffnungshütte  
Aktienverein*

Die Geschichte der Stadt Oberhausen ist in großen Teilen die Geschichte der Gutehoffnungshütte. Die Gründung dieses Unternehmens hat die Entstehung der Stadt nach sich gezogen. Es begann vor 225 Jahren, als im Oktober 1758 das älteste Stammwerk der GHM, die St. Antony-Hütte, den Betrieb aufnahm. Auf der Grundlage des hier vorhandenen Raseneisensteins wurde die Erzeugung von Eisen aufgenommen. Das war die Geburtsstunde der Ruhrindustrie und der Grund dafür, daß sich Oberhausen heute nicht ohne Stolz die „Wiege der Ruhrindustrie“ nennen kann.



Weese-Kroll  
Klaus Linz 79  
1901

wuchs mit dem Personalbedarf der Gutehoffnungshütte. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verdoppelte sich die Bevölkerung alle zehn Jahre. Betrug die Einwohnerzahl 1860 etwa 6 000, so wuchs sie bis zur Jahrhundertwende auf 42 000 an. Schon damals war Oberhausen ein Schmelztiegel verschiedener Nationen.

**Vom Montan-Unternehmen zum Maschinenbau-Konzern**

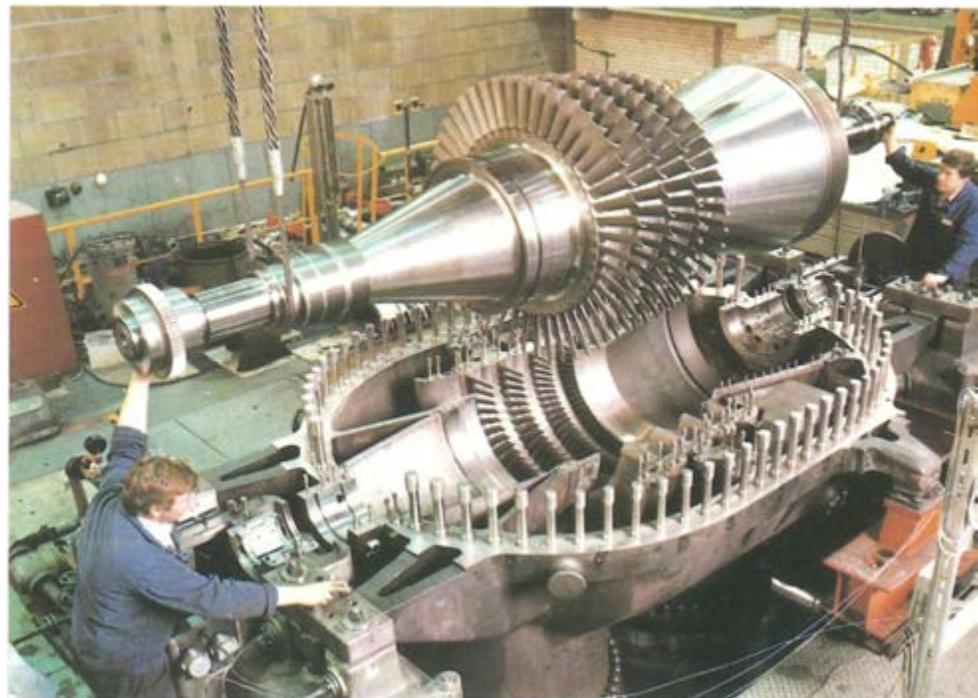
Die Gutehoffnungshütte hat sich im Laufe ihrer Geschichte immer wieder neuen wirtschaftlichen Gegebenheiten anpassen müssen. Damit hat sich natürlich auch ihr Erscheinungsbild stetig gewandelt. Werfen wir einen Blick auf den ersten Geschäftsbericht von 1873:

Damals waren bei der GHH knapp 10 000 Menschen beschäftigt. Auf der Grundlage der Bergbaubetriebe und der Stahlerzeugung verfügte

*Montage eines Turbomaschinensatzes zur Energierückgewinnung. Erstmals wurde auf dem werkseigenen Prüfstand in Sterkrade ein Turbomaschinensatz für eine derartige Anlage unter Betriebsbedingungen gefahren.*

**Privatwirtschaftliche Initiative für die Vorsorge**

In der Aufbauphase des Unternehmens konnte von staatlicher Sozialpolitik noch keine Rede sein. Die Fürsorge für nahezu alle Lebensbereiche der Arbeiter fiel in die Verantwortung der Unternehmensleitung. Die Gutehoffnungshütte ist dabei vielfach beispielgebend für die deutsche Industrie vorangegangen. Genannt sei die im Jahre 1840 gegründete Unterstützungskasse, die u. a. Hilfestellung bei Krankheit und Invalidität der Arbeiter leistete. Diese Gründung liegt noch vor der im Jahre 1853 von Krupp ins Leben gerufenen Kranken- und Sterbekasse. Auch mit dem Bau von „Eisenheim“, der ersten Werksiedlung im Ruhrgebiet, der 1844 begann, gab die GHH ein weiteres Beispiel aktiver Sozialpolitik.





die Gutehoffnungshütte über folgende Werkstätten:

- mechanische Werkstätten (Maschinen)
- Gießerei
- Hammer- und Kleinschmiede
- Brückenbau
- Kesselschmiede

In diesen Bereichen – also in den weiterverarbeitenden Betrieben – waren etwa 1 000 Personen beschäftigt. Das Schwergewicht der Tätigkeit aber lag im Bergbau und im Stahlbereich.

Heute ist die Gutehoffnungshütte mit ihren rund 75 000 Beschäftigten ein reiner Investitionsgüterkonzern mit einem Gruppenumsatz von rund 16 Mrd DM. Seine Produktionsstätten reichen weit über

die Grenzen Oberhausens hinaus. Namen wie M.A.N., Ferrostaal, SMS Schloemann-Siemag, mtu, kabelmetal, um nur einige zu nennen, bürgen für den guten Ruf der GHH-Gruppe. Traditionsgemäß befindet sich die Verwaltung der Gruppe nach wie vor in Oberhausen. Auch der traditionelle Name „GHH Aktienverein“ ist erhalten geblieben.

#### **Flexible Anpassung gestern und heute**

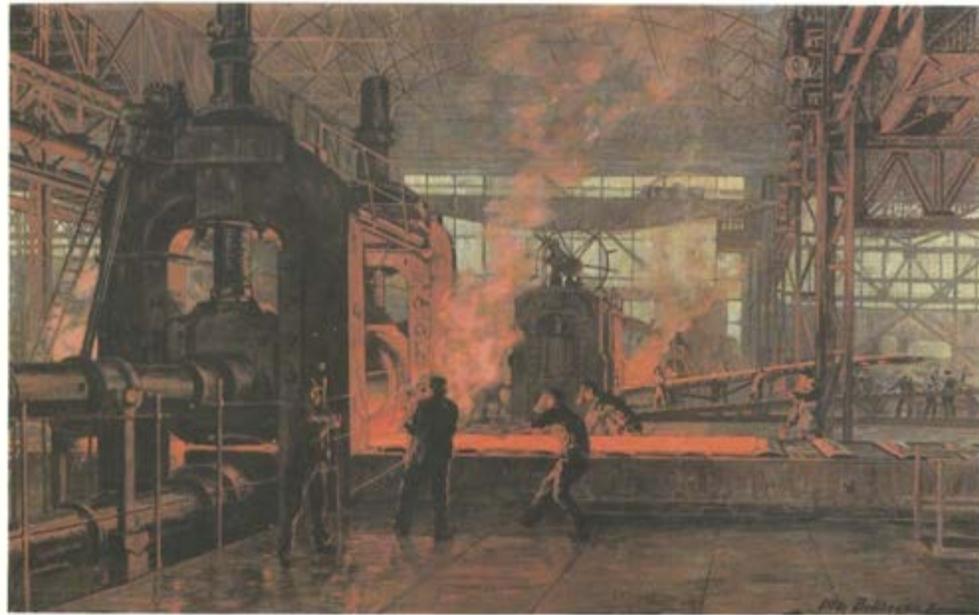
Ein Blick in die Geschichte lehrt, daß die wirtschaftlichen Probleme sich nicht so grundlegend geändert haben. So heißt es im ersten Geschäftsbericht von 1873: „Bei den außerordentlichen hohen, theilwei-

se nur nominellen Preisen, war die Befürchtung eines baldigen und empfindlichen Rückschlages, wie die Erfahrung der jüngsten Zeit gelehrt, nur zu begründet . . .“ Und in der Tat, es folgte eine Wirtschaftskrise bis Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, in der auch die GHH schwer zu kämpfen hatte.

Heute stehen wir – wenn auch mit völlig veränderten Voraussetzungen – ebenfalls vor schweren Problemen, die durch die weltweite Konjunkturflaute hervorgerufen werden. Wie auch schon in früheren Jahren, sind diese Probleme gekennzeichnet durch nachhaltige nationale und internationale Strukturwandlungen, auf die die GHH reagieren muß. Bisher ist es gelun-



Otto Bollhagen (1861-1924) malte nach der Jahrhundertwende einige GHH-Anlagen: Links Kettenschmiede bei ihrer Arbeit – Rechts oben Gesamtanlage der GHH-Kettenschmiede in Oberhausen-Sterkrade – Unten das vor dem Ersten Weltkrieg errichtete Grobblechwalzwerk.



gen, sich auf alle Veränderungen des Marktes – sei es regional oder produktbezogen – flexibel einzustellen. Das soll auch in Zukunft so bleiben.

### **Klare Philosophie für Programme und Märkte**

Im einzelnen wird die wirtschaftliche Tätigkeit der GHH-Gruppe von folgender Produktionspolitik getragen:

– Serienfertigung auf hohem konstruktiven Niveau:

Beispiele: Nutzfahrzeuge (M.A.N.), Motoren und Triebwerke (mtu), Schraubenkompressoren (M.A.N.-Unternehmensbereich Sterkrade), Bogenoffsetmaschinen (M.A.N.-Roland), Fahrzeuggetriebe (Zahn-

räderfabrik RENK), Kunststoffverarbeitungsmaschinen (Battenfeld).

Um den standortbedingten Nachteil hoher Kosten in der Bundesrepublik Deutschland auszugleichen, werden sich diese Produkte in Zukunft noch stärker neben einer rationellen Fertigung durch eine hochwertige Konstruktion von den Erzeugnissen des weltweiten Wettbewerbs abheben müssen.

– Anspruchsvolle Einzelfertigung: Beispiele: Turbinen und Verdichter (M.A.N.), große Rollenoffsetmaschinen (M.A.N.-Roland), Spezialgetriebe (RENK), Apparatebau (Deggendorf), Großdieselmotoren (M.A.N.).

Die Wettbewerbsfähigkeit dieser arbeitsintensiven und damit teuren Einzelerzeugnisse wird in noch stärkerem Umfang als bei den Serienprodukten vom konstruktiven Niveau und dem genauen Eingehen auf die speziellen Kundenwünsche bestimmt.

– Anlagengeschäft:

Beispiele: Walzwerke und Stranggießanlagen (SMS Schloemann-Siemag), Anlagen für die Eisen- und Stahlerzeugung (Ferrostaal, M.A.N.-Unternehmensbereich Sterkrade), Kraftwerke auf der Basis von Dampfturbinen oder Dieselmotoren (M.A.N.).

Die im Anlagenbau tätigen Gesellschaften der GHH-Gruppe bieten ein umfassendes Leistungsspektrum an, angefangen von der Finanzierung über die Lieferung von schlüsselfertigen Anlagen bis zur Schulung des Kundenpersonals.

Ein nicht unerheblicher Teil der Gesamtfertigung der GHH-Gruppe befindet sich in Oberhausen: Zu nennen sind Großanlagen für die Eisen- und Stahlindustrie, für den Bergbau und die Rohstofftechnik, der nukleare Apparatebau sowie der Maschinenbau, der von Turboverdichtern bis zu Gasturbinen reicht.

Bei allem spielt der Export der GHH-Erzeugnisse eine überwiegende Rolle. Im vorletzten Geschäftsjahr waren die Lieferungen an ausländische Abnehmer mit einem Umsatzanteil von 54,5% erstmals größer als der Inlandsumsatz.

Die Exporterfolge der GHH sind das Ergebnis einer konsequenten



*Im Wandel der Zeit: Sitz des GHH  
Aktienverein 1898 · 1904 · 1911 · 1983*

Politik, die gerichtet ist auf folgende Punkte:

- Anpassung des Produktionsprogramms an die Erfordernisse des Welthandels
- hoher technischer Standard
- Rationalisierung der Fertigung
- Anbieten von Systemlösungen im Anlagengeschäft
- Ausbau eines schlagkräftigen Auslands-Vertriebs- und -Service-systems

### **Vorbereitet für die Aufgaben der Zukunft**

Daß auch einmal Rückschläge hingenommen werden müssen, lehrt die gegenwärtige Entwicklung. Die Auftragseingänge sind rückläufig. Produktion und Beschäftigung müssen sich dem anpassen. Eine weltweite Investitionsschwäche, wie wir sie zur Zeit erleben, geht natürlich nicht spurlos an einem Unternehmen vorüber, das im wesentlichen Investitionsgüter produziert. Einschneidende, zum Teil für die Betroffenen auch

schmerzliche, strukturelle Anpassungsmaßnahmen müssen getroffen werden. Das betrifft auch den Oberhausener Produktionsbereich der GHH-Gruppe. Wenn auch die Industriestruktur Oberhausens mittlerweile von einer Vielzahl namhafter Unternehmen geprägt wird, so ist doch bis heute die „GHH“ in Sterkrade ein bestimmendes Element geblieben. Dieses zu erhalten und fortzuentwickeln ist auch für die Entwicklung der Stadt Oberhausen eine bedeutende Zukunftsaufgabe.



## 225 Jahre GHH im Emscherbruch

Die lange und vielfältige Geschichte der GHH zeigt, daß Unternehmensleitung und Belegschaft das Unternehmen immer wieder zukunftsorientiert auf den richtigen Kurs bringen konnten. Hierzu möchte ich durch Auszüge aus dem Buch „Pionier im Ruhrrevier“ berichten lassen. Der Autor Dr. Hans-Josef Joest stellt als Journalist und Wirtschaftshistoriker die 225jährige Geschichte der Gutehoffnungshütte vor den Hintergrund der poli-

tischen, sozialen und kulturellen Entwicklungen in unserem Land und in der Stadt Oberhausen:

Dort, wo der Emscherbruch nahe Osterfeld und Sterkrade – dem jetzigen Oberhausen – bei Regen einem Sumpf und bei Hitze einer Wüstenpiste glich, grenzten drei Kleinstaaten aneinander: das Vest Recklinghausen, das Herzogtum Kleve und das Stift Essen. Bald drängten sich eine Viertelstunde Fußmarsch voneinander entfernt drei Eisenhütten an den Grenzen dieser drei Länder, gruben sich gegenseitig das Wasser

ab, gönnten dem Konkurrenten nicht die Holzkohle im Hochofen, schnappten sich Arbeiter und Kunden weg.

## Die ersten drei Eisenhütten im Ruhrrevier

Ein Domherr aus Münster läutete die neue Zeit an der Emscherniederung ein: Franz Ferdinand Freiherr von der Wenge zu Dieck. Der Domkapitular erbat am 25. Februar 1741 vom Erzbischof in Köln die Erlaubnis zum Suchen und Graben von Raseneisenerz in der Osterfelder



*Rasenerzgräber beim Abbau im Emscherbruch Ende des 18. Jahrhunderts.*

Gegend. Fast zehn Jahre später, am 17. Mai 1752, bat Wenge auch um die Erlaubnis zum Bau einer Eisenhütte für die Produktion von Gußwaren.

Wenge erwarb einen geeigneten Hüttenplatz am Elpenbach zwischen Osterfeld und Sterkrade. Der Domherr hatte seine Rechnung ohne die Klosterfrauen von Sterkrade gemacht. Lauthals wehrten sich die Zisterzienserinnen gegen die geplante St. Antony-Hütte. Das Waschen des Eisensteins, so fürchteten sie, verschmutze den Elpenbach und töte die Fische. Die frommen Frauen verschafften ihrem Umweltunbehagen mit gleich drei Gutachten Nachdruck. Erst am 18. Oktober 1758 konnte Hüttenvorsteher Randbrock die ersehnte Nachricht an Wenge absetzen: „Nun ist endlich die Hütte in Arbeit.“

Einer der Antony-Pächter sollte eine zweite Eisenschmelze im Emscherbruch eröffnen und zugleich der Gutehoffnungshütte ihren Namen geben: der Siegener Hüttenmeister Eberhard Pfandhöfer. Taktisch versierter als der gradlinige Wenge verständigte sich Pfandhöfer vorab mit den streitbaren Nonnen in Sterkrade. Die Einwände der Abtei verstummten, als Pfandhöfer das Kloster zu einem Viertel an seiner Hütte beteiligte.

Die Söhne der Spediteurswitwe Haniel, die Ruhrorter Händler Franz und Gerhard Haniel, besorgten den Warentransport. So bekamen die Brüder Haniel bei ihren wöchentlichen Abrechnungen mit Pfandhöfer engen Kontakt zur Hütte Gute Hoffnung – eine folgenreiche Bekanntschaft.

Doch dem hervorragenden Techniker Pfandhöfer fehlte geschäftliches Geschick. Die Hütte kam unter den Hammer. Witwe Helene Amalie Krupp ersteigerte im April 1800 die Hütte Gute Hoffnung.

Drei Länder und zwei Hütten: dies war der Entwicklungsstand im Grenzgebiet 1790. So weitete sich die gewerbliche Abstinenz der letzten Herrscherin im Essener Stift, Äbtissin Kunigunde, am Emscherufer fast zu einer kleinstaatlichen Prestigefrage aus. Kunigunde schritt 1790 im Dreiländereck zur Tat. Ein Kanal sollte der Emscher Wasser abzweigen und über ein Stauwehr die geplante Hütte Neu-Essen versorgen. Als Baumeister und Vorsteher wählte sie den kaum 20jährigen Gottlob Jacobi. Im November 1795 gelang es der Äbtissin, die St. Antony-Hütte von Wenges Erben zu erwerben.

### **Keimzelle des GHH-Konzerns**

Ihr Hüttenbetreiber Jacobi, der seit 1799 an beiden Werken mit einem Viertel beteiligt war, dachte nicht an den Verkauf seiner Anteile,

sondern suchte statt dessen neue Partner für eine gemeinsame Gesellschaft. Am 24. Mai 1805 kauften die Brüder Haniel für 23 800 Reichstaler die Hüttenanteile der Äbtissin. Erstmals übernahmen damit neben den Technikern auch erfahrene Kaufleute unternehmerische Verantwortung für die beiden Eisenschmelzen St. Antony und Neu-Essen.

Ein Schwager der Familie Haniel, der 29jährige Huyssen, erwarb im September 1808 die Hütte Gute Hoffnung von der Witwe Krupp. Es gelang Huyssen mit Geschick, seinen Viertelanteil über die Hütte Gute Hoffnung hinaus auch auf die beiden Schmelzen St. Antony und Neu-Essen auszudehnen. So besaßen fortan Gerhard und Franz Haniel, Jacobi und Huyssen die drei Hütten gemeinsam zu je einem Viertel. Mit dem 20. September 1808 nahm die Rechtsvorgängerin des GHH-Konzerns ihren Anfang, die „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huyssen“.

Gleich zu Beginn zählte die Hüttengewerkschaft zu den mehrstufigen Unternehmen, die neben der Eisengewinnung und -verarbeitung auch den Handel der Fertigprodukte einschlossen.

*St. Antony-Hütte – Keimzelle des GHH-Konzerns – im Jahre 1983*



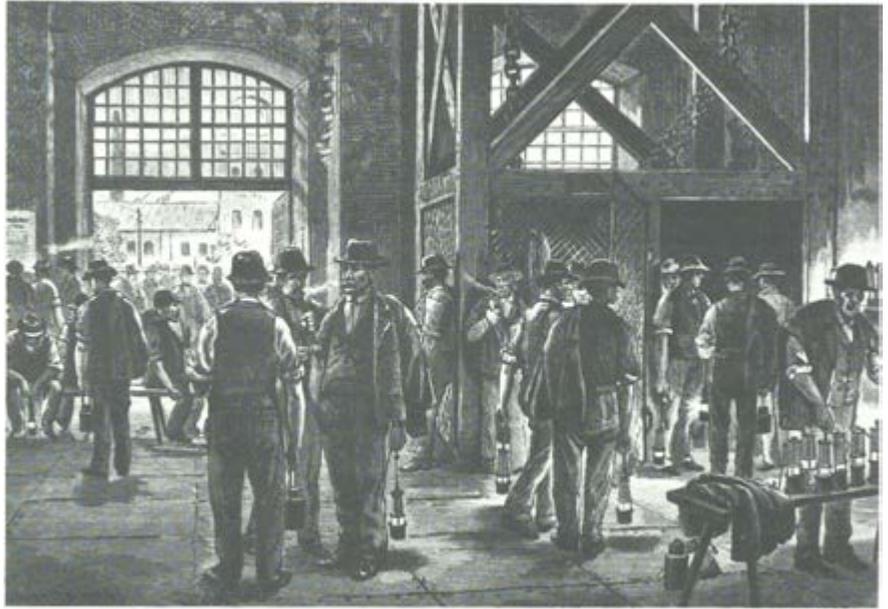
Um die Besitzverhältnisse übersichtlicher zu gestalten, wurde das Eisen- und Maschinenbauunternehmen am 1. Januar 1873 in eine Aktiengesellschaft mit dem neuen Namen „Gutehoffnungshütte, Actienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb“ umgewandelt.

### **Franz Haniel begründet den modernen Bergbau**

Der Bergbau konzentrierte sich auf die Ruhrtalhänge. Da ein Großteil der leicht erreichbaren Flöze ausgekohlt war, schien das Ende des Ruhrbergbaus absehbar. Dabei hatten Bohrungen längst erwiesen, daß sich Kohleschichten weit über das Ruhrtal hinaus nach Norden fortsetzten, jedoch schräg gegen die Oberfläche in immer größere Tiefen abfielen. Das Deckgebirge aus Mergel bildete zugleich die Grundwasser tragende Schicht. Mehr als genug Hindernisse, um einen Techniker vor dem Durchstoßen der Mergelschicht zurückschrecken zu lassen. Nicht aber einen Kaufmann wie Franz Haniel.

Südlich von Essen-Borbeck begann er den Schacht „Franz“ abzuteufen. Bereits nach einem Vierteljahr mußte er den Kampf gegen Wasser und Schwimmsand aufgeben. Mit dem zweiten Schacht „Franz“ überwand Haniel zwar die Mergelschicht, fand aber nur Flöze, deren Abbau ungeeignet war. Das dritte Feld, „Kronprinz von Preußen“, versprach bei 190 m Tiefe und 78 cm Flözstärke einen besseren Erfolg. Aber statt der Fettkohle, die Haniel für die Hochöfen seiner Hütten verkoken wollte, fand er nur magerere Eßkohle. Nach einem Schachtunglück schließlich lag die erste fördernde Mergelzeche im Ruhrrevier still.

Haniel hatte viel gewagt, finanziell viel verloren, aber für den Ruhrbergbau um so mehr erreicht. Der Beweis lag nun vor, daß die Mergelschicht über der Kohle kein



unüberwindliches Hindernis bedeutete. Die Mergelzechen erweiterten das Kohleareal nach Norden, halfen den Aufschwung der Hüttenwerke anzuheizen und regten zugleich einen stürmischen Produktionsanstieg des Ruhrbergbaus an.

Franz Haniel starb 1868. Die auf seine Initiative hin beim Schachtbau in schwimmendem Gebirge gewonnenen Erfahrungen galten fortan als wegweisend im weltweiten Bergbau.

### **Zweimal Vater und Sohn**

Zu den außergewöhnlichen Eigenarten der Gutehoffnungshütte zählt, daß in der Hälfte ihrer 225jährigen Firmengeschichte zwei Familien – zweimal Vater und Sohn – an der Spitze des Unternehmens standen: Wilhelm Lueg von 1823 bis 1864, dessen Sohn Carl Lueg von 1873 an als erster Vorstandsvorsitzender des Gutehoffnungshütte Aktienverein bis 1903, Paul Reusch von 1909 bis zu seinem von den Nationalsozialisten erzwungenen Rücktritt 1942 und schließlich sein Sohn Hermann Reusch als erster Nachkriegsmanager der GHH 1947 bis 1966.

*Schichtbeginn bei einer der GHH-Zechen in Oberhausen: Bergleute warten auf den Förderkorb, der noch an Ketten geführt wurde.*

Diese vier Persönlichkeiten hatten maßgeblichen Anteil an der strukturellen Formung der Gutehoffnungshütte zu einem rohstoffgesicherten Maschinen- und Anlagenbaukonzern mit weltweiter Handelsorganisation. Wilhelm Lueg wies der Hüttengewerkschaft den Weg vom Eisenschmelzen zum Verarbeiten.

Carl Lueg bemühte sich neben der weitsichtigen Sicherung des Erznachschubs vor allem um eine kostensparende Kombination von Eisenschmelze, Stahlerzeugung und Walzenstraße.

Paul Reusch schuf in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts den GHH-Konzern. „Das Ideal wäre zweifellos“, erläuterte er sein selbstgestecktes Ziel, „unsere Halbfabrikate restlos in den eigenen Werkstätten oder angegliederten Unternehmen zu verarbeiten.“ Hermann Reusch sah in den schwierigen Anfangsjahren nach dem Zweiten Weltkrieg seine vornehmste Aufgabe darin, das organisch gewachsene Erbe seines Vaters zu retten. Hart-

näckig wehrte er sich gegen Entflechtungsabsichten und Demonstagepläne der Aliierten.

### **Gemeinsame Vorsorge für den Notfall**

Die betriebliche Sozialpolitik bei der Hüttengewerkschaft lief im stillen ab. Den Anfang der sozialen Fürsorge bildeten Einzelaktionen, spontane Unterstützungen für notleidende Arbeiter.

Ereignete sich ein Betriebsunfall, ließ das Werk den Doktor aus Holten holen und bezahlte die Behandlung. Verordnete der Arzt Heilmittel, so zahlte ebenfalls der Betrieb. Da es in Sterkrade keine Apotheke gab, mußten alle Medikamente auswärts beschafft werden. Dieser Mißstand ließ Wilhelm Lueg nicht ruhen. Lueg arbeitete seit 1817 im Werk als Hütteninspektor. 1837 erhielt der Pharmazeut Wilhelm Grevel auf Luegs Drängen die Erlaubnis, seine Apotheke von Essen ans Emscherufer zu verlegen. Erst vier Jahre später siedelte sich der erste Mediziner in Sterkrade an.

Ein Geschäftsbuch erwähnt unter dem Februar 1840 erstmals eine Unterstützungskasse der Oberhausener Arbeiter, die vom Werk verwaltet und deren Vermögen bei der Hüttengewerkschaft verzinst wurde. Zur Jahresmitte 1848 faßte die Hüttengewerkschaft diese Oberhausener Arbeiterkasse und die 1832 erstmals erwähnte Unterstützungskasse für die Sterkrader Hüttenarbeiter zusammen. So gewährte die Hilfskasse Krankengeld, kostenlose Arzneien und freie Kur, zahlte eine lebenslängliche Invalidenrente nach Unfällen, einen Beitrag zu den Begräbniskosten, unterstützte Witwen sechs Jahre nach dem Tod des Mannes und half Waisen bis zum

14. Lebensjahr mit einem Erziehungsgeld.

Für die Kinder aller Arbeiter, die weniger als zehn Silbergroschen Tagelohn erhielten, bezahlte die Solidargemeinschaft das Schulgeld.

Die Sorge der Fabrikherren um das tägliche Brot ihrer Arbeiter reicht zurück bis in die Anfänge des Unternehmens. Aus dem Jahr 1818 blieb der Hinweis auf eine „Brot- und Speiseanstalt“ in Sterkrade überliefert. Im Hungerjahr 1845 organisierte Wilhelm Lueg eine Speiseanstalt im Walzwerk Oberhausen,

die den Arbeitern für vier Silbergroschen mittags und abends eine warme Mahlzeit auftischte. Solche Fürsorge um preiswerte Lebensmittel mündete Anfang 1867 in den „Consum-Verein Gute Hoffnung“. Ziel dieser Einrichtung waren kostengünstige Lebensmittel und Rabattzahlungen aus den Überschüssen.

Den tüchtigen Arbeiterfrauen ge-

---

*Zu den gemeinnützigen Einrichtungen der GHH gehörten Ausschankstellen - hier 1910 auf der Zeche Vondern - in denen Milch zum Selbstkostenpreis angeboten wurde.*



---

*Für den Verkauf von Fleisch und Wurstwaren standen - wie hier 1912 in Sterkrade - Metzgereien des „Consum-Verein Gute Hoffnung“ zur Verfügung.*

lang es häufig, am Monatsende einen kleinen Betrag vom Lohn übrigzubehalten. Deshalb bot die Hüttengewerkschaft ihren Arbeitern und deren Angehörigen seit 1842 eine Werksparkasse. Dort konnte der meist buchstäblich vom Mund abgesparte Notgroschen zu vier Prozent Zinsen angelegt werden. Diese „Sparkasse für die Arbeiter auf

---

*1844 errichtete die GHH mit Eisenheim die älteste, heute unter Denkmalschutz stehende Arbeitersiedlung des Ruhrgebietes. Das Foto zeigt die sieben Meister-Häuser.*



Gutehoffnungshütte, St. Antony-Hütte und den Eisenwerken zu Oberhausen und Neu-Essen“ datiert vom 15. August 1842 und ist damit die erste Werksparkasse im Ruhrgebiet.

Die große Stunde der GHH-Werksparkasse schlug nach der Inflationszeit 1919 bis 1923. Mit einem Kostenaufwand von 7,3 Millionen Reichsmark ließ Paul Reusch die Sparguthaben aufwerten. Alle Kontenstände bis zu 1 000 Mark wurden voll zu 1 000 Reichsmark aufgewertet; die diesen Betrag übersteigen-

den Summen um die Hälfte. So kamen die GHH-Sparer mit großem Finanzeinsatz des Unternehmens zu ihrem früher gesparten Geld.

### **In Eisenheim zu Hause**

Deutschland erlebte im 19. Jahrhundert die größte Wanderbewegung seiner Geschichte. An seinem Ende wohnte jeder zweite Deutsche fern seines Geburtsortes.

Unter Luegs Leitung nahm die Hüttengewerkschaft einen bedeutenden Aufschwung. Mit der Produktion wuchs auch der Bedarf an Arbeitskräften. Bereits 1836 dachte Wilhelm Lueg über Fabrikunterkünfte nach. Dem Bürgermeister von Holten teilte er die Absicht des Unternehmens mit, „in diesem Jahr vielleicht noch Wohngebäude für 15 Familien in Bau nehmen zu lassen, weil es hier an Wohnungen mangelt.“

Das Hüttenwerk begann 1844 mit dem Bau von sieben Einfamilien- und Doppelhäusern für Meister und 13 eineinhalbgeschossigen Vierfamilienhäusern für Arbeiter. Vom Bottroper Bürgermeister Tourneau wünschte die Hüttengewerkschaft, daß „das neue kleine Dorf, welches wir in der Gemeinde Osterfeld auf dem Acker zu Weselkamp zu bilden begonnen haben, den Namen 'Eisenheim' erhalte.“

Als die Hüttengewerkschaft 1858 für ihre werkseigene Zeche „Oberhausen“ als zweite Firmensiedlung Bergarbeiterhäuser baute, nutzte sie für dieses „Knappenviertel“ den Kreuzgrundriß, der jeder Familie einen separaten Eingang verschaffte. Von 1898 bis 1912 errichtete die Gutehoffnungshütte in nur 14 Jahren 14 neue Werkssiedlungen mit 478 Häusern und 1732 Wohnungen.

---

*Die für die Familien von GHH-Mitarbeitern vorgesehene Kinderschule in Vondern entstand 1914 nach Plänen von Prof. Bruno Möhring.*

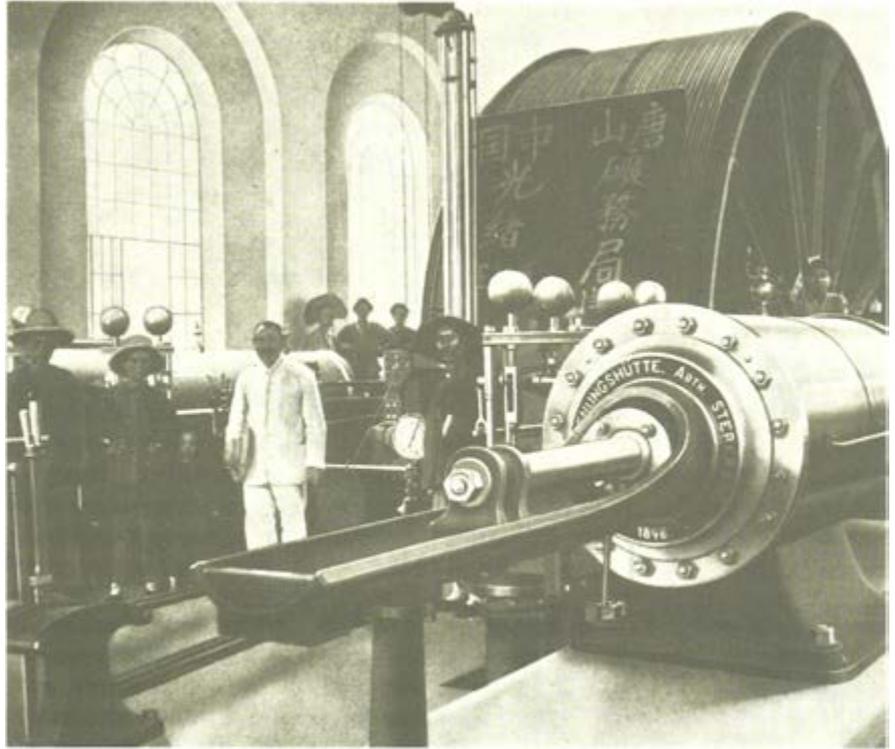
## Die „GHH-Stadt“

Bei der ersten Eisenbahnfahrt von Köln nach Minden am 15. Mai 1847 mußten die Ehrengäste an eine außerplanmäßige Fahrtunterbrechung glauben, als die Lokomotive nahe der Emscher mitten in der Heide halt machte. Doch an den Schienen stand unübersehbar ein kleines, eingeschossiges Fachwerkhaus mit Walmdach, vor dessen Stirnseite ein großes Schild mit der Aufschrift „Oberhausen“ prangte.

Als 1846 der Standort für den Bahnhof gesucht wurde, fiel die Entscheidung nicht zugunsten der verstreuten Bauernschaften Osterfeld, Sterkrade oder Holten, sondern für die Nähe zur Hüttengewerkschaft aus.

Die Stadt Oberhausen entstand rund hundert Jahre nach dem Betriebsbeginn der ersten Eisenhütte am Emscherbruch. Wie sehr Oberhausen und die Gutehoffnungshütte miteinander verzahnt waren, veranschaulicht das Tauziehen 1928 um die Bildung der Großstadt Oberhausen. Die Stadt Oberhausen machte sich für die Eingliederung von Sterkrade und Osterfeld nach Oberhausen stark.

Dagegen machte der Sterkrader Oberbürgermeister Dr. Heuser den Vorschlag, Oberhausen zu teilen. Die steuerzahlende Industrielhälfte „mit dem ganzen Hütten- und Walzwerk der Gutehoffnungshütte“ beanspruchte Heuser für die beiden Städte Sterkrade und Osterfeld. Auf die Soziallasten verursachende Wohngebiethälfte Oberhausens verzichtete Heuser weitherzig zugunsten der Stadt Mülheim. Dieses neue Stadtgebilde Sterkrade-Osterfeld plus dem Nordteil von Oberhausen deckte sich, so argumentierte Heuser, „mit dem Interessengebiet der Gutehoffnungshütte“ und verdiene deshalb „die Bezeichnung GHH-Stadt“. Eilfertig assistierte der Osterfelder Oberbürgermeister Kellinghaus seinem Sterkrader



Amtskollegen. Doch das eigennützige Spiel mißlang. Im Jahr 1929 verloren die Städte Sterkrade und Osterfeld ihre Eigenständigkeit und fielen an die neue Großstadt Oberhausen mit nun fast 200 000 Einwohnern.

### Der Konzern entsteht

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges skizzierte Paul Reusch in einer Denkschrift seine künftige Unternehmenskonzeption:

„Ich bin der Ansicht, daß in den kommenden schweren Zeiten die Rentabilität unseres Unternehmens in erster Linie dadurch gewährleistet werden kann, daß wir die von uns erzeugten Halbfabrikate weitgehendst verfeinern.“ Als Ideal sah es Reusch an, „unsere Halbfabrikate restlos in eigenen Werkstätten oder angegliederten Unternehmen zu verarbeiten.“

Diese Denkschrift enthielt nach dem Fachjargon der Ökonomen zwei für die Gutehoffnungshütte

*Für Kohle in Fernost: 1898 übergab die GHH Sterkrade der Zeche Tongshau in China diese Fördermaschine.*

neue Perspektiven: die horizontale Gliederung und das Anstreben eines Konzerns.

Die restlose Weiterverarbeitung eigener Halbfabrikate setzte den Zusammenschluß mehrerer Firmen gleicher Produktionsstufe voraus, im Fall der GHH bedeutete das weitere Maschinenbaubetriebe. Diese Ausweitung jedoch sollte nicht durch den vollständigen Erwerb von Firmen und deren völlige Auflösung in der GHH geschehen. Paul Reusch dachte an „angegliederte Unternehmen“, sprach damit die Organisationsform des Konzerns an. Von Beginn an setzte Paul Reusch auf das bis heute gültige dezentrale Führungsprinzip für den Konzern. Im Rahmen der Gesamtstrategie beließ es den angegliederten Firmen weitgehende Entscheidungsfreiheit.



*Beispielgebende Industriearchitektur:  
Das von Prof. Peter Behrens 1925 gebaute  
GHH-Hauptlagerhaus.*

*Prototyp einer Windenergieanlage, 1941 ent-  
wickelt vom GHH-Werk in Sterkrade.*



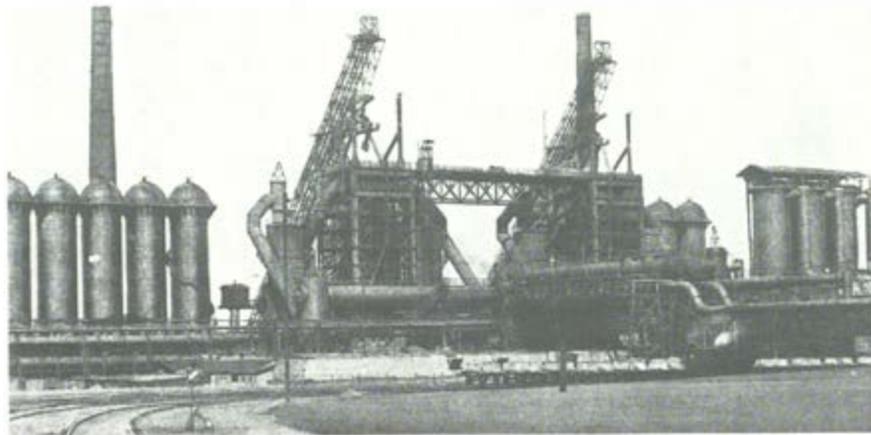
Im Rahmen des planmäßigen Konzernaufbaus spielte die Eingliederung der M.A.N. hinsichtlich der Größe und der Programmvierfalt eine besondere Rolle.

Reusch dachte an den Erwerb von Lizenzen für Schiffsmotoren und wies dabei auf die hohen Leistungen der M.A.N.-Diesel hin. Damit tauchte der Name Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg AG bereits einige Jahre vor dem Anschluß in den GHH-Perspektiven auf.

Die M.A.N. verdankte ihr Entstehen der Initiative ideenreicher Unternehmer an deren jeweiligem Heimatort. Die Rohstofflager und das Absatzfeld für Großmaschinen lagen jedoch fern dieser Werkstätten im Norden und Nordwesten Deutschlands. Deshalb hatte

M.A.N.-Vorstand Anton von Rieppel im Jahr 1905 über einen Brückenkopf der M.A.N. im Revier nachgedacht: „Die Gutehoffnungshütte, als einzige am Stahlwerksverband beteiligte Maschinenfabrik, kann zur Erwerbung für uns selbstverständlich nicht in Betracht kommen.“ Nun sollte sich kurioserweise die Verbindung beider Firmen in umgekehrter Richtung vollziehen, nachdem es 1921 der GHH gelang, eine Mehrheit am Aktienkapital der M.A.N. zu erwerben.

Der von Paul Reusch errichtete Konzern bewies seine innere Ausgewogenheit und Stabilität in den Stürmen der Weltwirtschaftskrise. Der schöpferische Wille des zähen Schwaben hatte das Oberhausener Montan- und Maschinenbauunternehmen zu einem mächtigen Firmenverband mit über ganz Deutschland verteilten Fertigungsbetrieben und einer weltweit operierenden Handelsorganisation wachsen lassen.



### Der Konzern verliert Kohle und Stahl

Die britische Militärregierung stellte am 22. Dezember 1945 mit ihrer Anordnung Nr. 5 zum Gesetz Nr. 52 die größten Zechen in ihrer Zone unter alliierter Verwaltung. Mit dem Bergbau brachen die Sieger die erste tragende Rohstoffsäule auch aus dem Konzerngebäude der Gutehoffnungshütte, der Hüttenbereich sollte folgen. Am 1. März 1947 hatte der eisenschaffende GHH-Sektor in der neugegründeten Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft (HOAG) ein Eigenleben begonnen. Am 28. Mai 1952 folgte die endgültige Ausgliederung der Kohleförderung aus dem GHH-Konzern mit der Gründung der Bergbau-Aktiengesellschaft Neue Hoffnung.

Der ehemalige Montankonzern Gutehoffnungshütte war nun allein auf den Maschinenbaubereich verwiesen. Soweit die Auszüge aus dem Buch „Pionier im Ruhrrevier“.

*Kohle und Stahl waren bis zur Entflechtung und Neuordnung nach 1945 die wichtigsten Träger der GHH-Aktivitäten in Oberhausen.*

### Vom Rohstoff Eisen zum „Rohstoff“ Technologie-Know-how

Erfolge mit technologisch hochwertigen Maschinen- und Industrieanlagen charakterisieren die unternehmerische Leistung der Gutehoffnungshütte im harten internationalen Wettbewerb unserer Tage. Die Dynamik des technischen Fortschritts zwingt dabei zum Umsatzwachstum, fordert Produktionsserien auf hohem konstruktiven Niveau und konsequente Mechanisierungsschritte bei anspruchsvollen Einzelfertigungen.

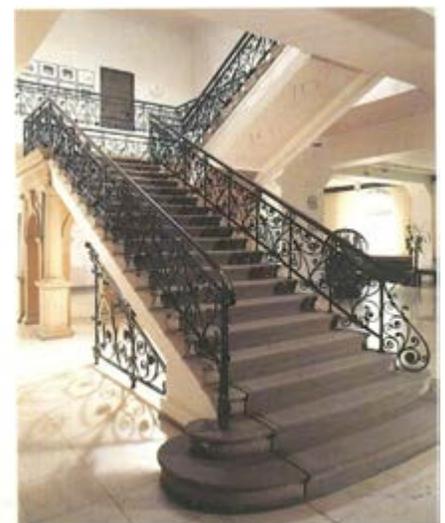
Die langfristige Politik der deutschen Unternehmer muß darin bestehen, die beiden wichtigsten Ressourcen zu nutzen: den guten Ausbildungsstand der Facharbeiter und die hohe Kreativität der Ingenieure und Techniker.

Forschungsintensive Unternehmen wie die GHH-Gruppe leisten mit überzeugenden Innovationen zugleich einen wesentlichen Beitrag, mit den knapper werdenden Rohstoffen dieser Erde schonender und effektiver umzugehen.

### Kontinuität in der Führung hat sich immer ausgezahlt.

Kontinuität heißt zunächst beharrliches und unbeirrbares Streben zu einem oft weit vorausliegenden Ziel: So sehr die gestalteten Pioniertaten alle Hochachtung verdienen, der breitgefächerte Innovationsprozeß hat sich immer nur in relativ kleinen Schritten vollzogen. Kontinuität bedeutet ebenso das fortwährende mutige Angehen notwendiger Beschlüsse. Jede Verzögerung von Entscheidungen war teuer. Kontinuität meint schließlich ein stetiges, nicht sprunghaftes Erweitern des Aufgabenfeldes eines Unternehmens. Die Diversifikationschritte in Bereiche, in denen man keine Erfahrungen hatte, waren erfolglos. Es wäre aber ebenso verkehrt, Vergangenheitstrends unbeachtet in die Zukunft fortzuschreiben.

*In der GHH-Konzernzentrale: Eine freistehende Treppe aus dem Jahre 1875 im Stil der toskanischen Hochrenaissance.*





# WEG ZUM NACHBARN

von Wolfgang Ruf

Mit einer besonderen Mission ist der französische Filmkritiker Pierre Brunel im Riviera-Express unterwegs nach Oberhausen, „diesem neuralgischen Knotenpunkt des Ruhrgebiets.“ Als früherer Kämpfer der Résistance blieb er neben seiner Karriere zu einem Star des französischen Feuilletons auch der Spionageabwehr seines Landes treu. Und so zieht ihn Oberhausen nicht nur wegen seines bedeutsamen Kurzfilmfestivals an, sondern auch mit der Chance, endlich einen gefährlichen Gegner aufzuspüren, der in der verkehrsgünstig gelegenen 'Wiege der Ruhrindustrie' sein unauffälliges Domizil aufgeschlagen hat . . .

In den Gästelisten der Westdeutschen Kurzfilmtage wird man diesen Pierre Brunel freilich vergeblich suchen. Denn er ist der Held des 1963 erschienenen Spionageromans „Festival à Oberhausen“ von Paul A. Buisine und Léopold Massiera. Doch was ihm gleich nach seiner Ankunft in Oberhausen widerfährt, spricht doch dafür, daß die Autoren dieses Thrillers sich nicht alles aus den Fingern gesogen haben. Der zum ersten Mal nach Oberhausen kommende Pierre Brunel findet sich zunächst in einem unzumutbaren Hotel wieder, gelangt je-

doch dann durch Intervention bei der Zimmervermittlung des Festivals in eines der besseren Häuser, wo er auch gleich auf eine Reihe guter Bekannter aus der internationalen Filmszene trifft.

Unwillkürlich denke ich bei solcher Lektüre an den englischen Rundfunkkorrespondenten, einen seriösen älteren Herrn, der vor einigen Jahren recht aufgebracht be-

richtete, daß er in einem Stundehotel im nahen Duisburg untergebracht worden sei, worauf selbstverständlich sein sofortiger Umzug veranlaßt wurde. Daß das weithin renommierte Festival – mancher Oberhausener auf Reisen selbst in entlegene Winkel dieser Welt staunte schon, wie bekannt seine Stadt vor allem deswegen ist – bei aller Sorgfalt der technischen und organisatorischen Durchführung im Bereich der Gästebetreuung doch gelegentlich bei Neulingen erstauntes Kopfschütteln auslöst, hat jedoch durchaus seine zwei Seiten. Schon mancher Vertreter einer Botschaft, der aus dem nahegelegenen Bonn herüberkam, schluckte erst ein paar Mal, als ihm ohne Federlesen einfach das Veranstaltungsprogramm samt Ehrenkarte überreicht und der Weg zum Vorführsaal gewiesen wurde, wo keineswegs, wie mancherorts üblich, in irgendeiner Loge Ehrenplätze reserviert waren.

„Oberhausen ist ein Festival in Blue Jeans“, sagte der berühmte sowjetische Dokumentarfilmregisseur Roman Karmen einmal – und meinte dies durchaus als Anerkennung. Daß das Protokoll, das vor einigen Jahren in einem treffenden und dann auch prämierten ungarischen Film zu einer Festivaleröff-



29 Jahre Westdeutsche Kurzfilmtage in Oberhausen

nung recht bissig durch den Kakao gezogen wurde, in Oberhausen kleingeschrieben wird, ist ohne Zweifel ein ehrlicher Ausdruck der Mentalität in dieser mehr auf harte Arbeit als auf vollendete Etikette ausgerichteten Stadt. Dies hält allerdings Honoratioren aus aller Welt, die das glatte Parkett korrekter Unverbindlichkeit gewohnt sind, durchaus nicht davon ab, in Oberhausen das Risiko einzugehen, sich als ein Besucher unter vielen wiederzufinden und bei dem mitternächtlichen Eröffnungsempfang im Gedränge eine Portion Senf aufs vornehme Jacket abzubekommen.

Richtig liegen die eingangs erwähnten französischen Krimi-Autoren nach wie vor mit ihrer anerkennenden Feststellung zur Konzeption des Oberhausener Festivals, „daß diese kleinen Filme manchmal von eben solcher Meisterschaft sind wie viele große Werke.“ Angefangen hat dieses Festival aber auch weitab vom Glamour der großen Filmfestspiele, wo der Kurzfilm bestenfalls eine dekorative Funktion hat, mit der Überlegung des damaligen Volkshochschulleiters Hilmar Hoffmann, daß sich gerade diese kurzen Filme nicht nur zum cineastischen Genuß eignen, sondern auch als außerordentlich belebendes Medium der kulturellen und politischen Bildung.

„Kulturfilm – Weg zur Bildung“ lautete das bezeichnende Motto der „Ersten Westdeutschen Kulturfilm-



*Im Mittelsaal der Luise-Albertz-Halle finden die Diskussionen im Rahmen der Westdeutschen Kurzfilmtage statt.*

tage“, die vom 27. – 30. Oktober 1954 stattfanden. Nicht nur im Kino „Lichtburg“ an der Elsässer Straße fanden damals die Filmvorführungen statt, sondern auch im Großen Saal des Rathauses, wo Oberstadtdirektor Anton Schmitz – der Vater des heutigen Lokalreporters und Kurzfilmtagefans Michael – das erste Grußwort seitens der Stadt Oberhausen sprach. Daß etwa die Aufführung des Walt Disney-Films „Im Tal der Biber“ im Großen Sitzungssaal auf dem Galgenberg einer der Höhepunkte der ersten Kurzfilmtage war, Tierfilmer wie Eugen Schumacher und Heinz Sielmann im Blickpunkt standen und Filmtitel wie „Wunder der Bienenwelt“, „Im Hamsterrevier“, „Gezähmte Bazillen“ und „Konzert am Tümpel“ diskutiert wurden, dürfte wohl bei heutigen Besuchern der Kurzfilmtage nur noch ungläubiges Staunen auslösen.



Aber auch schon damals gab es heftige Kritik, die wohl von Anfang an bis heute die Resonanz auf Oberhausen bestimmt – und dabei die Notwendigkeit dieser Veranstaltung als so selbstverständlich voraussetzt wie damals deren Fortführung. „Der sogenannte Kulturfilm ist überlebt. Für den Kulturkitsch muß der Informationsfilm kommen, aber nicht die US-Provenienz mit

erhobenem Zeigefinger“, hieß es seinerzeit in der Oberhausener Presse. In jenen Tagen wurde freilich auch schon weit vorausblickend argumentiert, indem man ein nichtgewerbliches Dokumentarfilmzentrum forderte und zur Anknüpfung an den britischen Dokumentarfilm, den John Grierson entwickelte, aufforderte.

Dieser John Grierson gehörte dann in den folgenden Jahren, auch als Präsident der bald eingeführten Internationalen Jury, ebenso zu den Stammgästen des Oberhausener Festivals wie fortan und oft über Jahre hinweg viele namhafte Filmleute durch ihre persönliche und engagierte Anwesenheit wesentlich dazu beitrugen, daß Oberhausen sich unerwartet schnell nicht nur zu einer international anerkannten Filmschau, sondern vor allem zu einem außerordentlich wichtigen Treffpunkt entwickelte. Jean Mitry aus Frankreich, dessen faszinierende Visualisierung des Arthur

Honegger-Musik „Pacific 231“ im Eröffnungsprogramm 1954 lief und inzwischen längst als Klassiker der kleinen filmischen Form gilt, machte den Anfang und viele prominente Namen der Filmgeschichte folgten. Der polnische Dokumentarfilmregisseur, Filmpädagoge und Verursacher des bemerkenswerten Aufschwungs des polnischen Films Prof. Jerzy Bossak, der bis heute Oberhausen – auch als Ehrenpräsident der Westdeutschen Kurzfilmtage – die Treue hält, sei hier stellvertretend für viele genannt.

Daß Oberhausen nicht nur in der Phantasie der eingangs erwähnten Autoren eines Spionageromans ein geeigneter Treffpunkt ist, sondern alljährlich – und auch außerhalb der Festivalzeiten – in der Wirklichkeit der nicht selten an Widersprüchen reichen Entwicklung des Films, wird in der Festivalstadt ohne Croisette wie in Cannes, ohne Lido wie in Venedig und ohne Kudamm wie in Berlin immer wieder aufs

neue mit Staunen erlebt. So kam etwa einer der Leiter des 'Festival of Festivals' im kanadischen Toronto auf seiner Europareise letztes Jahr zum ersten Mal nach Oberhausen, nicht nur auf der Suche nach außergewöhnlichen Filmen, sondern auch nach wichtigen Kontakten. Während er in mancher Großstadt nur einzelne der auf seiner Liste vorgemerkten Gesprächspartner antraf, konnte er zu seiner eigenen Überraschung hier in Oberhausen gleich eine Vielzahl der Gesuchten abhaken.

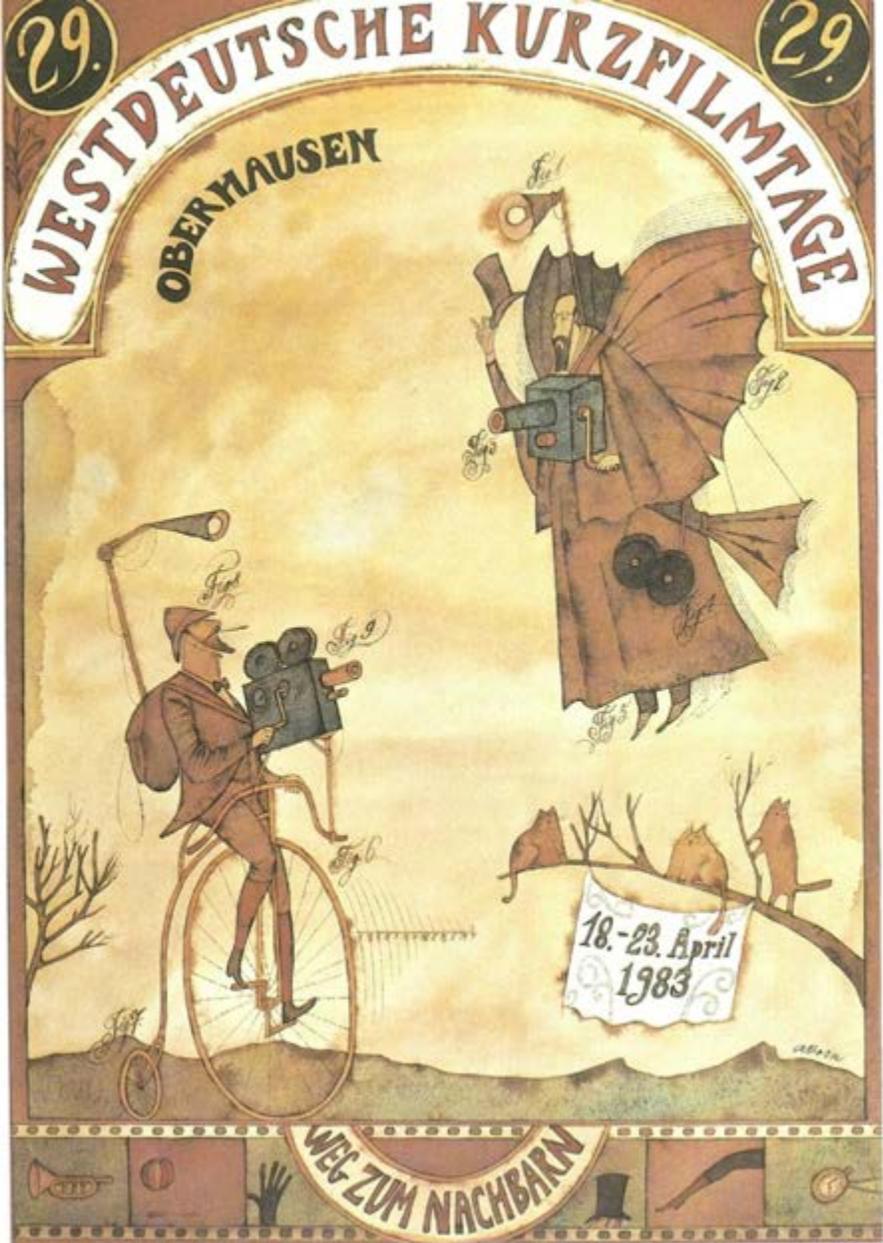
Was jedoch einen Senior des Dokumentarfilms wie Jery Bossak immer wieder nach Oberhausen führt, ist vor allem die einzigartige Chance, mit dem filmischen Nachwuchs aus aller Welt ins Gespräch zu kommen, seine Erfahrungen dabei wie in einer Stafette weiterzugeben, aber auch neue Herausforderungen zu erleben. Daß Oberhausen mit dem Entschluß, den Kurzfilm in den Mittelpunkt zu stellen,



sich per Reglement eine ewige Jugend erhalten hat, kann in seiner Bedeutung gar nicht überschätzt werden. Zwangsläufig wurde und wird es dadurch immer wieder zum Forum neuer Talente und Entwicklungen, zu einem Ort der geistigen Unruhe und der filmpolitischen Auseinandersetzung. Ganz einfach weil der Kurzfilm neben seiner Möglichkeit als eigenständigem Genre auch für fast alle Filmemacher eine Durchgangsstation auf dem Weg zum langen Spielfilm für das Kino ist.

Von Roman Polanski über George Lucas („Krieg der Sterne“) bis zu Istvan Szabo („Mephisto“), von Alexander Kluge bis zu Werner Herzog lautet die unabsehbare Reihe inzwischen international berühmter Regisseure, die in Oberhausen mit Kurzfilmen ihre ersten Schritte machten. Kein Zufall war es in solchen Zusammenhängen, daß die Geburtsstunde des 'neuen deutschen Films' nicht in München oder einer anderen Filmmetropole schlug, sondern mit dem Oberhausener Manifest („Papas Kino ist tot!“) im Jahre 1962 eben da, wo sich alljährlich die jungen (und noch nicht etablierten) Filmemacher trafen.

Ein anderer wichtiger Grund für Jerzy Bossaks große Treue zum Oberhausener Festival liegt jedoch auch im immer wieder aufs neue in konkrete Wirklichkeit umzusetzenden, gelegentlich auch gegen Wider-



*Oftmals sind die Plakate der Westdeutschen Kurzfilmtage international prämiert worden.*

stände durchzusetzenden Bekenntnis der Westdeutschen Kurzfilmtage zu einem offenen Forum des vorbehaltlosen Dialogs, auf dem diplomatische Rücksichten klein und die Auseinandersetzung mit neuartigen filmsprachlichen Ansätzen ebenso wie mit ungewohnten Meinungen groß geschrieben wird. Das konsequente und nicht immer leichte Festhalten an diesem Prinzip ist

wohl das wichtigste Erbe, das ein heutiger Oberhausener Festivalleiter von seinen Vorgängern Hilmar Hoffmann und Will Wehling zu übernehmen hat, wenn er in Oberhausen mehr als eine überall denkbare Schau außergewöhnlicher Filme sieht.

Schon wenige Jahre nach der Gründung der Oberhausener Veranstaltung kam das auch heute noch über den Westdeutschen Kurzfilmtagen stehende Motto „Weg zum Nachbarn“ auf. „Ich habe



bislang nur einen Weg der Deutschen zu ihren Nachbarn kennengelernt“, stellte der damals um seine Meinung gefragte und um seine Unterstützung gebetene Jerzy Bossak fest. „Sollte es dieses Mal freilich um einen ganz anderen Weg zu uns etwa nach Polen gehen als im Jahre 1939, dann werde ich dabei gern mitwirken.“ Es war die Zeit des inzwischen schon historischen, neuerdings aber wieder drohenden 'Kalten Krieges' als Oberhausen sich anschickte, wider jegliche Linie

*Interviews, am Rande der Kurzfilmtage, sind alltäglich.*

der 'großen Politik' sein Festival auch zu einer Stätte des Dialogs mit den östlichen Nachbarn zu machen. Oberbürgermeisterin Luise Albertz erwies sich auch dabei als besonders couragiert und politisch weitsichtig. Ohne ihre politische Rückendeckung hätte Oberhausen nicht zum Vorreiter der sehr viel später einsetzenden Verständigungs- und Entspannungspolitik werden können.

Daß dies ausgerechnet in einer eher provinziellen Stadt des Ruhrgebiets möglich war und daß von den östlichen Nachbarn ausgerechnet Oberhausen zum Schaufenster auf ihre damals schon bemerkenswerte Filmkultur erkoren wurde, hatte seine Voraussetzungen nicht



nur in der politischen Konstellation jener Zeit. Wesentlich dazu beigetragen haben auch die Menschen in Oberhausen, die nicht nur die ersten Filme aus Polen, der CSSR, Ungarn oder Jugoslawien mit viel Neugier auf alternative Informationen zum vorherrschenden Feindbild verfolgten, sondern den Teilnehmern gerade aus dem Osten auch vorbildliche Gastgeber waren. In einer nicht auf internationale Kongresse eingestellten Stadt war und ist die Unterbringung von vie-





Ansturm der ganz jungen Filmemacher mit ihren berechtigten, manchmal aber auch etwas voreiligen Forderungen zu Film und Politik, von der stetigen Bemühung, den Oberhausener „Weg zum Nachbarn“ immer weiter zu tragen, mittlerweile bis in die Dritte Welt, und von den häufig folgenreichen und gelegentlich auch Maßstäbe setzenden Auseinandersetzungen und Entscheidungen, den großen Entdeckungen im Reich des Films und den aufregenden Gegeninformationen, alle diese sich überschneidenden und nicht selten auch widersprechenden Aspekte machen das besondere Fluidum der Westdeutschen Kurzfilmtage aus, die bezeichnenderweise von Anfang an bei ihren Teilnehmern ebenso umstritten sind wie bei ihren Gastgebern. Im Lauf der Jahrzehnte hat sich das Oberhausener Festival – und deswegen melden sich gelegentlich wohl auch die Kritiker, die es beim letzten Mal am unachtsichtigsten verrissen haben, zum nächsten Festival als erste als aufschlußreicher Seismograph für gesellschaftliche Erschütterungen und Veränderungen hier und anderswo erwiesen: Vom Ausbruch aus der kulturpolitischen Isolation des 'Kalten Krieges' über den Aufbruch der Oberhausener Rebellen und die Politisierung der Jahre nach '68 bis hin zur heutigen Friedensbewegung, von der Liberalisierung in Jugoslawien über das Engagement gegen den Vietnamkrieg und die Solidarität mit den um ein menschenwürdiges Dasein Kämpfenden in der Dritten Welt bis zu den jüngsten Ereignissen in Polen.

len Hundert in- und ausländischen Besuchern von Jahr zu Jahr ein Problem. Und nicht jedem Gast ist die pekuniäre Möglichkeit des französischen Kritikers und Agenten gegeben, einfach ins beste Haus der Stadt umzuziehen. Die Einquartierung bei gastfreundlichen Oberhausener Bürgern ist für Oberhausen ein so typisches (und wohl unveränderliches) Merkmal wie für kein anderes Filmfestival. Daß im Ruhrgebiet und auch in Oberhausen zahlreiche polnische Familien ansässig

sind, die den Kontakt mit der alten Heimat nie abreißen ließen, war ohne Zweifel die Keimzelle dieser Gastlichkeit, die nicht selten in Freundschaft umschlug.

Dieser Zusammenklang von persönlichen Begegnungen, Gesprächen und Freundschaften, die auch politisch komplizierte Festivaljahre überdauerten, vom alljährlichen

*Die Väter der Westdeutschen Kurzfilmtage in Oberhausen:  
Hilmar Hoffmann, Will Wehling*



Daß dies alles mit dem Medium des oft allzu voreilig für tot erklärten Kurzfilms möglich war, mag 1954 ein Traum am Horizont gewesen sein. Daß Oberhausen diesem selbst erworbenen Anspruch auch weiterhin gerecht wird, ist in nicht minder schwierigen Zeiten die Aufgabe der Zukunft.

# MODERNE GLOBETROTTER

von Kathrin Schwabe

Schüsse peitschen durch die Stille, Panzer rollen durch die Straßen; Angst und Schrecken breiten sich in Lagos, der Hauptstadt Nigerias, aus. Das Land wird von einem Militärputsch erschüttert. General Murta-la Mohammed reißt die Regierungsgewalt an sich. Der ehemalige Staatspräsident General Gowon, muß mit anderen Regierungsmitgliedern das Land verlassen. Diese Szenen spielten sich im Juli 1975 ab.

Mit sorgenvollen Mienen verfolgten damals In- und Ausland die Ereignisse im afrikanischen Staat. Besonders irritiert reagierte eine Oberhausener Firma, die Theodor Küppers Baugesellschaft, auf die Unruhen. Hatte sie sich doch soeben mit der Idee angefreundet, in Lagos eine ausländische Niederlassung einzurichten. Die Verträge mit der soeben gestürzten Regierung waren unter Dach und Fach; die Verhandlungsdelegation hatte das Land drei Tage vor dem Putsch verlassen.

Waren jetzt alle Anstrengungen umsonst, waren die Investitionen verloren? fragte sich die Firmenleitung, die schon etwa zehn Oberhausener Mitarbeiter ausgesucht und auf die künftigen Aufgaben vorbereitet hatte.

Doch noch war nicht alles verloren. Es galt, sich ohne Rücken- deckung der neuen Machthaber in Nigeria auf eigene Faust durchzu- kämpfen. Die Küppers Baugesell- schaft erhielt Bauaufträge deut- scher Firmen und ließ sich schließ-

lich im Jahre 1977 in Sokoto, im Nor- den des Landes, nieder.

Das Abenteuer Nigeria begann. Im größten und bevölkerungsreichen Land des afrikanischen Kontinents, das etwa viermal so groß wie die Bundesrepublik ist und 80 bis 100 Millionen Einwohner zählt, siedel- ten sich etwa 30 bis 40 Oberhause- ner an – fern von der Kneipe an der Ecke und RWO-Rummel. Sie ließen Frau und Kind in Deutschland zu- rück und zogen ins Ungewisse.

Was ihnen das Gastland besche- ren würde, lag völlig im Dunkeln. Eine Generation „moderner Globetrotter“ machte sich auf den Weg. Globetrotter, die nicht mehr im tra- ditionellen Sinn von Ort zu Ort trampften, sondern den „waghalsi- gen“ Versuch auf sich nahmen, in einem fremden Land, das erst im Oktober 1979 eine demokratische Regierung bekam, Fuß zu fassen. Plötzlich sahen sie sich in einem

Land wieder, in dem vor einigen Jahrzehnten noch mittelalterliche Zustände herrschten. Ein Land, das von der Neuzeit überrannt wurde, das die traditionellen Sitten und Bräuche allerdings nicht von heute auf morgen über Bord werfen konn- te.

„An jedem Tag muß man mit neuen Überraschungen rechnen“, sagte einer von ihnen, Norbert Stein, Leiter der Auslandsabteilung und Kontaktmann zwischen Nige- ria und dem Oberhausener Unter- nehmen. Jeden Monat reist er für acht bis zehn Tage nach Sokoto, um die Arbeit auf der Baustelle zu kon- trollieren, Verhandlungen zu füh- ren und Kontakte zu pflegen.

Sokoto ist eine Stadt am Rande der Sahel-Zone mit 300.000 Einwoh- nern. Eine Stadt ohne moderne



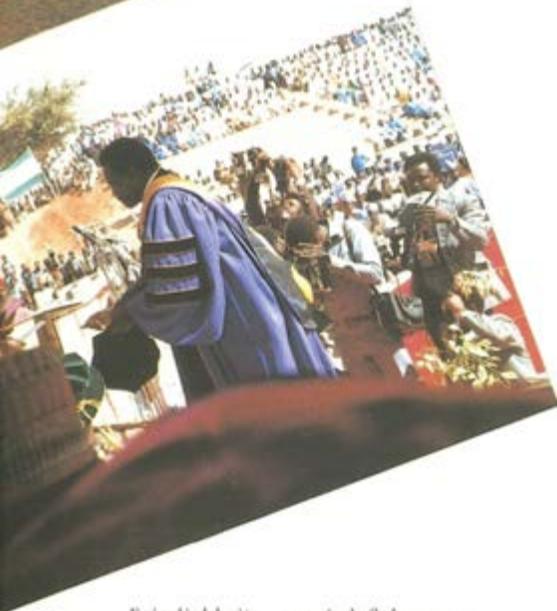
Lagebesprechung  
auf der Baustelle

*Ein neues Zementwerk entsteht.*



*Die traditionellen Märkte  
für Vieh und „Food“*

*Fußball wird selbstverständlich auch nicht vergessen und von der Firmenmannschaft praktiziert.*



*Feierlichkeiten aus Anlaß der neuen von Küppers erbauten Universität*

Wohngebäude und Leuchtreklamen nach amerikanischem Muster. Eine Stadt, in der es zur Tagesordnung gehört, daß wichtige Lebensmittel für Europäer fehlen. Mais, Reis und die sogenannte Jam-Wurzel, eine Art Kartoffel, sind reichlich vorhanden. Der Heißhunger auf ein saftiges Stück Steak kann allerdings nicht immer gestillt werden.

„Es fehlt vieles“, weiß Norbert Stein zu berichten. „Es gibt zwar Supermärkte, aber eigentlich verdienen sie nicht ihren Namen. Das sind kleine Bretterbuden, so eine Art Tante-Emma-Läden, die das ganze Jahr Christbaumkugeln führen und ähnlichen Ramsch, den keiner kauft.“ Seit einigen Jahren versucht deshalb die Küppers-Baugesellschaft – trotz schwieriger Einfuhrbestimmungen – per Luftfracht oder per Container ihre Mitarbeiter mit Frischfleisch und Konserven zu versorgen.

Kein Leben im Schlaraffenland also, das den Oberhausener in Sokoto erwartet. Dennoch gibt's keine Nachwuchs-Probleme. Die besseren Verdienstmöglichkeiten als in Deutschland (ein Polier bekommt im Ausland seinen Brutto-Verdienst voll ausgezahlt) und größere Entscheidungsfreiheiten auf der Baustelle verleiten manch' einen für mindestens drei, in der Regel sogar sechs Jahre, in Nigeria zu leben.

Da nehmen sie auch weniger luxuriöse Unterkünfte in Kauf. Auch wenn sie nicht mehr – wie viele nigerianische Großfamilien auf dem Lande noch – in Lehmhütten leben, läßt der europäische Komfort manchmal zu wünschen übrig. Trotz Anschluß an Wasser- und Stromleitungen kann es passieren, daß man frisch eingeseift unter der Dusche steht und vergeblich auf das erfrischende Naß wartet.

Es kann aber auch passieren, daß man ungewollt in den Genuß eines romantischen Dinners bei Kerzen-

licht kommt, da der Generator mal wieder defekt ist oder kein Dieselöl – im erdölreichsten Land Afrikas! – verfügbar ist.

Schon das kann die Freude auf eine Auslandstätigkeit für zivilisationsverwöhnte Europäer schmälern. Doch damit nicht genug: Im Norden Nigerias herrschen teilweise Temperaturen zwischen 50 und 55 Grad Celsius. In der Sonne klettert das Thermometer auf 75 bis 80 Grad Celsius. Bei diesem mörderischen Klima kann die Arbeit auf der Baustelle zu einer unerträglichen physischen und psychischen Belastung werden.

„Die Hitze kommt von oben und unten“, erinnert sich Norbert Stein und kommt heute noch ins Schwitzen. „Beton und Eisen, das tägliche Handwerkszeug auf einem Bau, werden so heiß, daß man sich beim Anfassen leicht Brandblasen an den Händen holen kann.“

Da nützt es auch nicht viel, wenn in der größten Mittagshitze eine „Siesta“ von etwa eineinhalb Stunden eingelegt wird. Denn – darüber muß sich der Oberhausener Polier klar sein – die Arbeitsleistung ist dort größer als in Deutschland. Rund zehn bis zwölf Stunden schaffen die Mitarbeiter in der sengenden Sonne – unvorstellbar für Europäer, die schon bei Temperaturen von 35 Grad Celsius wie im „Jahrhundertssommer“ 1983 schwitzen und stöhnen.

Daß sich unter derartig schweren Arbeitsbedingungen Konflikte nicht vermeiden lassen, leuchtet ein. In der Hektik auf der Baustelle kann es beim Umgang mit 800 bis 1.200 schwarzen Arbeitern schon einmal das eine oder andere harte Wort – nicht böse gemeint – fallen, das aber mißverstanden wird. „Sie fühlen sich dann ungerecht behandelt“, erzählt der Nigeria-Kenner Stein, „rennen zur Gewerkschaft, streiken oder bleiben einfach der Arbeit fern.“

Die Erinnerung an die Kolonialzeit (Nigeria war von 1861 bis 1960 englische Kolonie) sitzt bei den Einheimischen vermutlich noch so tief, daß sie oft empfindlich reagieren.

Sie haben den Schritt ins 20. Jahrhundert vollzogen, aber bei allem Fortschritt darf nicht vergessen werden, daß die Einheimischen vor einigen Jahrzehnten noch – weitab von europäischen Zivilisationsvorbildern – in Lehmhütten in ihrem Kral lebten. Mit „Sieben-Meilen-Stiefeln“ wurden sie schließlich von der modernen Zeit eingeholt. Das äußere Bild der afrikanischen Hauptstädte paßt sich europäischen Verhältnissen an, aber in den Köpfen der Menschen läßt sich dieser Schritt, für den das Abendland Jahrhunderte benötigte, nicht von heute auf morgen nachvollziehen.

Was heute von Europäern als heitere Anekdote erzählt wird, spiegelt das traditionelle Denken der Nigerianer wieder: In dem Werksarzt, den die Firma Küppers angesichts der katastrophalen ärztlichen Versorgung nach Afrika gesandt hatte, sahen die Schwarzen einen Wunderdoktor, den großen „Juju“, der auch hexen und zaubern kann. Jeden Morgen standen sie Schlange, um auch vom großen „Juju“ die Hand aufgelegt zu bekommen oder mit Mineraltabletten „geheilt“ zu werden.

Für derlei Riten war in der strengen Kalkulation einer europäischen Firma kein Etatposten vorhanden. „Die Kosten wuchsen uns über den Kopf, und wir gaben dem Arzt die Anweisung, nur noch im Notfall zu behandeln.“ Die Reaktion: Ein dreitägiger Steik. Den Vorwurf der Rassendiskriminierung, den die Arbeiter erhoben, wies die Firmenleitung weit von sich.

Norbert Stein („Unsere Mitarbeiter haben freundschaftliche Kontakte zu Nigerianern“) wehrt sich auch gegen die Kritik, daß der firmeneigene Club mit Swimming-

*Fundamentarbeiten für ein neues Gebäude*

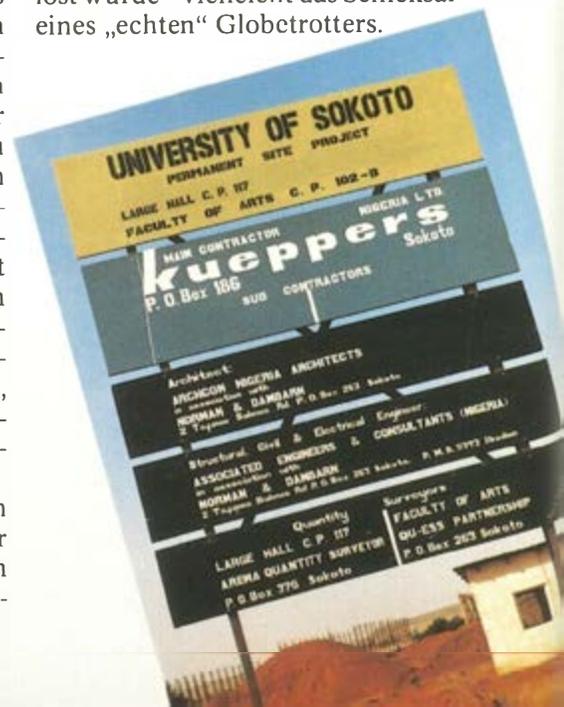


Pool, Tennis-Plätzen und anderen Sportanlagen nur Firmenangehörigen vorbehalten ist. Probleme, die die Firmenleitung wohl auch noch in Zukunft beschäftigen werden.

Die Hoffnung, Nigeria sei das Land, wo goldene Eier mit goldenen Löffeln nach Hause getragen werden können, erwies sich in vielen Fällen als trügerisch. Reichtümer waren in den ersten Jahren nicht zu erwerben. Erst allmählich kamen Aufträge, wurden die Verdienstmöglichkeiten für die Küppers Baugesellschaft lukrativer. Im Augenblick ist das Oberhausener Unternehmen bis Anfang nächsten Jahres in Nigeria ausgelastet. Wie es sich allerdings in Zukunft entwickeln wird, bleibt abzuwarten: Neuinvestitionen werden derzeit genau überprüft.

„Aber wir haben Verpflichtungen auf uns genommen, von denen wir uns nicht einfach zurückziehen können – Verpflichtungen gegen-

über Nigeria und gegenüber unseren Mitarbeitern, die dort nicht untätig rumsitzen wollen.“ Was bliebe ihnen auch, den „modernen Globetrottern“, wenn die Baustelle aufgelöst würde – vielleicht das Schicksal eines „echten“ Globetrotters.





# 90 Jahre Qualität in Metall

Johann Kassen – ein Oberhausener Familienunternehmen

von Irmhild Piam

Er kommt herein, hochgewachsen, stattlich. Ein Mann in den Sechzigern, würde man schätzen, wenn man es nicht besser wüßte. Rudolf Kassen, Symbolfigur für einen erfolgreichen, mittelständischen Oberhausener Unternehmer, ist im Februar 80 Jahre alt geworden. Die Bewunderung seiner Vitalität wächst, wenn er über die Höhen und Tiefen seines Unternehmens plaudert, das er mit unternehmerischem Weitblick und Aufgeschlossenheit für alles Neue durch die



Fährnisse von mehr als 60 Jahren gesteuert hat. Nie ist ihm dabei das Ruder aus der Hand gegliitten, obwohl zwei Weltkriege harte Existenzkämpfe mit sich brachten, Wirtschaftsflauten und Inflationen zu überwinden waren. Rudolf Kassen ließ sich nicht unterkriegen. Erfahrungswerte nutzte er für den Weg in die Zukunft, der nach manchen Talfahrten immer wieder berg-

*Johann Kassen, der Firmengründer, stand noch selbst am Schmiedefeuer, als 1903 die Tür zur Adolf-Feld-Schule entstand.*



*Familie Kassen und Mitarbeiter vor dem Haus, das Stammsitz der Firma geblieben ist.*

auf ging. Aus einer kleinen Schloß- und Beschlag-Fabrik, die sein Vater Johann Kassen gegründet hatte, wurde ein moderner Stahl- und Metallbau-Betrieb, der heute 120 Mitarbeiter zählt.

„Ich habe auch Glück gehabt,“ gesteht Rudolf Kassen heute in der Rückschau. „Glück gehört einfach zum Erfolg dazu.“

Seit einer längeren Krankheit hat

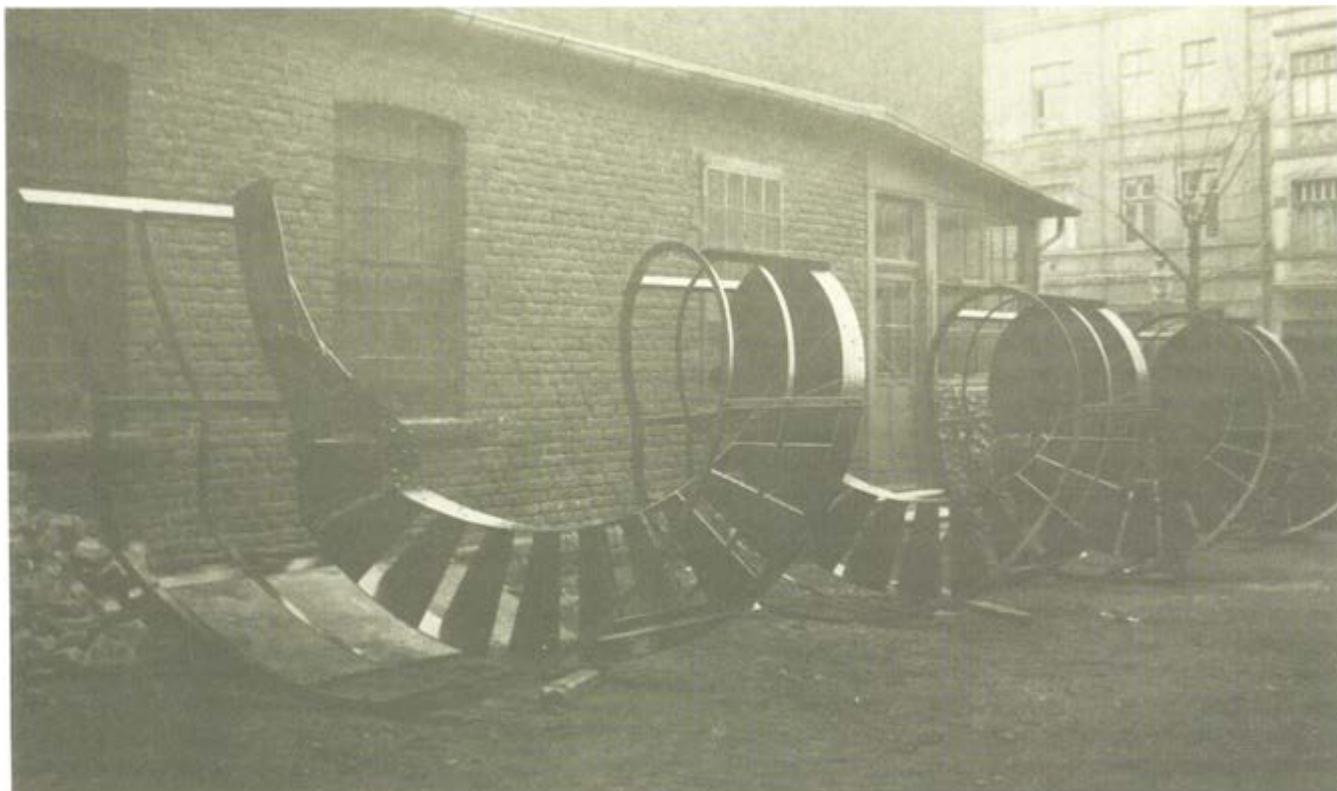
er es sich abgewöhnt, jeden Tage im Betrieb nach dem Rechten zu sehen. Zwar mag es ihn manchmal in seiner heimeligen Wohnung gleich neben dem Betrieb an der Arndtstraße „in den Füßen jucken“, aber er weiß sein Lebenswerk bei seinem Neffen Klaus Ducrot, der 1969 in die Firma eintrat, und seinem Geschäftsführer Hans-Peter Fernholz in den besten Händen.

Er läßt sich heute lieber umsorgen von seiner Frau („Ich kriege ihn schon wieder so hin, wie er vor der Krankheit war.“) und setzt sich gemütlich in seine Gartenschaukel auf seiner „Ranch“ am Raffelberg.

Daß sich die Kassens ihre Gartenedylle auf Mülheimer Gebiet suchen mußten, liegt an ihrer Oberhausener Bodenständigkeit. Aus dem alten Kassen-Haus an der Arndtstraße mochten sie nicht ausziehen. Hier liefen stets alle Drähte zusammen, hier wollen sie bleiben. Und hier ist auch heute der „heiße Draht“ zum Unternehmen noch nicht erkaltet.

Fast täglich läßt sich der Seniorchef von seinen Spitzenkräften aus dem Betriebsalltag berichten. Sein Rat, sein Wissen, seine Erfahrung zählen noch immer, sind unver-

*Stahlrundtreppe: bestimmt für einen Bohrturm in Rumänien.*





zichtbar wie ehemals. „Hier geht es dann zur Sache“, sagt Rudolf Kassen, „hier müssen dann auch die Unannehmlichkeiten auf den Tisch.“

Schwierigkeiten zu meistern, das hat Rudolf Kassen schon als blutjunger Mann lernen müssen. Durch den plötzlichen Tod seines Vaters Johann Kassen, des Firmengründers, legte das Schicksal dem damals 18jährigen die Betriebsführung in die Hände. Er hatte das Sterkrader Realgymnasium und technische Abendkurse hinter sich, bescheidene Erfahrungen auf Fachmessen, in Lieferfirmen und bei kurzer Tätigkeit im väterlichen Betrieb gesammelt. Eine kurze Vorbereitung auf eine so schwierige Aufgabe. Es war der buchstäbliche „Sturz ins kalte Wasser“, zumal der verlorene Krieg und die Inflation schwere Zeiten verhiessen.

Der tüchtige Vater Johann hatte jedoch einen stabilen Grundstein gelegt. 1855 als Sohn eines Land- und Gastwirts an jener Stelle geboren, wo heute Werksgasthaus (TNO) steht, gründete er 1894 an der Hoffnungsstraße (heute Tannenbergsstraße) eine Fertigungsstätte für Schlösser und Baubeschläge. Das war damals weitgehend Handarbeit, Maschinen gab es nicht. Der geschäftliche Erfolg blieb nicht aus. Die Auftragsbücher wurden dicker, die Räume viel zu klein. Die Firma siedelte um zur Arndtstraße 91. Das ist bis heute ihr Stammsitz geblieben.

So um die Jahrhundertwende war ein Arbeitstag nicht nur bei Kassen ein 13-Stunden-Tag. Ein Schlossergeselle verdiente 28 Mark wöchentlich, ein Meister 40 Mark. Die Aufwärtsentwicklung der Industrie brachte auch der Schlosserei ihren Segen. Die Firma Kassen fertigte nun in größerem Umfang Schlosser- und Kunstschmiedearbeiten. Die Eingangstüren der Feldschule tragen noch die Produkte aus dieser

Zeit, Zeichen eines alten Handwerks.

Der erste Weltkrieg kam, die Entwicklung der Firma stagnierte. Eher noch bitterer wurde die Nachkriegszeit mit ihren politischen Unruhen und der Besetzung des Ruhrgebiets.

Nach dem Führungswechsel vom Vater auf den Sohn im Jahre 1921 glänzte der Betrieb im Zeichen wirtschaftlichen Aufschwungs. Erstmals produzierte die Firma Stahlfenster und -türen, stattete den Neubau des Oberhausener Bahnhofs, die Zeppelinhallen in Frankfurt und Buenos Aires damit aus. Für den jungen Rudolf Kassen ein unternehmerischer Erfolg, dem allerdings Ende der 20er Jahre ein kräftiger Dämpfer aufgesetzt wurde. Firmenchef und Belegschaft kraxelten am Abgrund des wirtschaftlichen Abstiegs.

Die Einrichtung eines Geschäfts für Eisenwaren, Baubeschläge, Haus- und Küchengeräte im Jahre 1932 an der Mülheimer Straße steht für einige Jahre des Wiederaufschwungs, in denen Erzeugnisse als Zulieferer weltbekannter Unternehmen bis ins Ausland abgesetzt wurden.

Ein neuer Weltbrand setzte dem ein schnelles Ende. Immer mehr Männer wurden dem Betrieb entzogen, mußten zu den Waffen. Die Bomben verschonten auch die Kassenschen Gebäude nicht, das Geschäfts- und Bürohaus wurde 1943 dem Erdboden gleichgemacht. 1945: Kassen stand vor dem totalen Chaos.

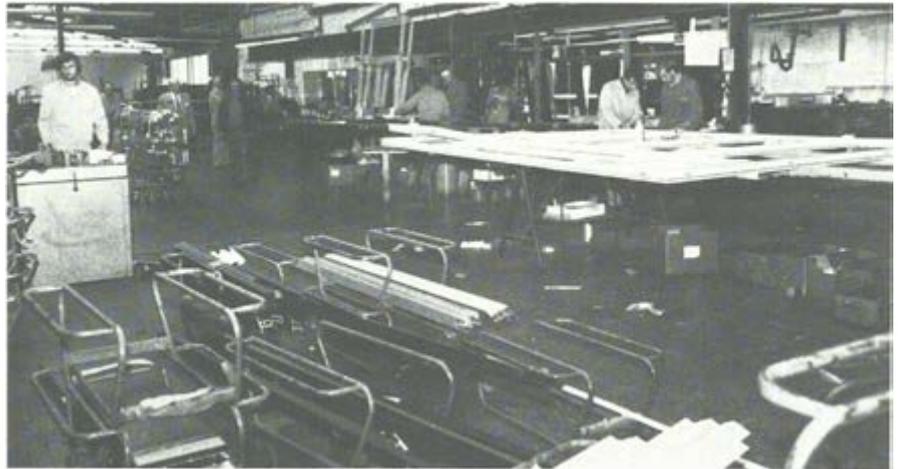
Für die folgenden Jahre des Wiederaufbaus hatte die Firma die goldrichtige Angebotspalette. Verarbeitet wurde nun das Leichtmetall Aluminium, bis heute Grundlage der Fertigung. Kunden fanden sich weit über die Grenzen Oberhausens hinaus. Geschäftshäuser, öffentliche Bauten, Verwaltungen wurden ausgestattet.

In das Jahr 1958 fällt die Errich-



*Rudolf Kassen: der Seniorchef ist auch heute noch täglich im Betrieb anzutreffen.*

tung eines großen Wohn- und Geschäftshauses an der Ecke Mülheimer-/Goethestraße. Kassen-Mitarbeiter zogen ein. Damit waren rund 30 vH. der Belegschaft in Werkwohnungen untergebracht. Es lag auf der Linie des Firmenchefs, der



*Ein Blick in die modernen Produktionsräume auf der Arndtstraße.*

für persönliche Sorgen seiner Leute immer ein offenes Ohr und meistens auch einen väterlichen Rat hatte, daß bald auch eine firmeneigene Pensionskasse gegründet wurde.

Verbesserungen und Neuerungen im Programm, Betriebserweiterungen, ein neues Bürogebäude für Konstruktion und Verwaltung prägten die nächsten Jahre der Fir-

mengeschichte. Als stolzes Zeichen der Leistungskraft der 60er Jahre steht die damals erste Aluminium-Fassade am Dreischeiden-Hochhaus der Phönix-Rheinrohr in Düsseldorf. In Zusammenarbeit mit zwei Firmen aus Dortmund und Krefeld wurde diese 110 m hohe Fassade von Kassen entwickelt und montiert. 1965 wurde das erste Vollkunststoff-Fenster hergestellt. Vier Jahre später, im Jahr des 75jährigen Bestehens, entstand die erste Fassade aus Edelstahl.

„Joka“ Oberhausen hat heute den Ruf eines gesunden Unternehmens für Qualitätsprodukte weit über Oberhausen hinaus. Viele bekannte Bauprojekte in Deutschland tragen Bauteile aus Oberhausen.

Daß das Unternehmen weiter dem hohen Anspruch gerecht wird, bleibt die Sorge des Seniorchefs. Die brachliegende Baukonjunktur Anfang der 80er Jahre ist auch an seiner Firma nicht spurlos vorüberge-

gangen. „Der Kampf um den Kuchen ist härter, der Kuchen ist kleiner und die Meute rundum größer geworden,“ sagt Rudolf Kassen. Vor solchen Herausforderungen aber hat sich der Chef nie gedrückt. Er wird es den Jüngeren schon zu sagen wissen . . .



von Michael Schmitz

# Die Theatercafé-Ballade von der schönen Müllerin

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,  
Gegrüßt ihr, schöne Damen!  
Welch reicher Himmel! Stern bei  
Stern!  
Wer kennt ihre Namen?  
Im Saal voll Pracht und  
Herrlichkeit  
Schließt, Augen, euch; hier ist  
nicht Zeit,  
Sich staunend zu ergötzen.“

Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! Trefflich die Symbolkraft, die Johann Wolfgang von Goethes Ballade vom „Sänger“ noch heute ausstrahlt. Nehmen wir die Zylis-Gara oder den Reichmann, den Lamprecht oder die Mann, die Towska oder den Büch, den Strack, den Ungeheuer, den Orlikowsky, den May, oder die... Ja nehmen wir die Müller. Sie kennt sie alle, fast alle. War gewissermaßen die Mutter der Kompanie, einer Kompanie, die nicht nach den Rhythmen der Marschmusik tanzte, deren Feldwebel Intendant oder Regisseur hieß. Und die Kompanie nannte man

Ensemble, nennt man noch heute so. Wie herzwarm ist dies Händchen (Puccini mag dem Chronisten verzeihen), das „Mutti Müller“ – hinter diesem Markenzeichen verbirgt



Mariechen Müller

sich ein Schutzengel der theatralischen Großfamilie – über ihre Künstler hielt. Als guter Geist im Café Müller an der Ecke Ebert-/Elsa-Brändström-Straße hat sie

gut drei Jahrzehnte Oberhausener Theatergeschichte komponieren helfen. Ihre Noten waren Kaffee und Kuchen, Wein und Gebäck, Bier und Eintopf. Genossen wurde à la carte, ihr Notenschlüssel, auch Erfolgsrezept genannt, war ein stets offenes Ohr, gern beschallt von den Wünschen der Musentöchter und -söhne, deren Liebe ebenfalls durch den Magen schreitet.

„Mein Gott, was soll ich denn erzählen, das ist doch alles schon so lange her“, gerät Mariechen Müller, inzwischen 78 Jahre jung, ins Grübeln. „Ja also, das waren alles liebe, nette, reizende Menschen, kein Völkchen für sich, wie man immer sagt. Ich bin mit jedem ausgekommen, und sie waren alle gern hier.“ Wie aus dem „Café Müller“ ein Theatercafé wurde, daran erinnert sich Mutti Müller gar nicht mehr so genau. „Das war so 1934, auf einmal kamen ein paar Künstler, und dann wurden es immer mehr, wer weiß, warum. Vielleicht fühlten sie sich einfach wohl.“ Es braucht nur ein

paar Stichworte, um das Gedächtnis der Müllerin aufzufrischen. Fritz Keilholz? „Ach ja, der Operettenbuffo, vor dem zweiten Weltkrieg war der lange Jahre hier engagiert. Einen Pferdemagen muß der gehabt haben, aß Schwarzbrot mit Butter, Maggi und Zwiebeln. Mensch, wie nannten wir das noch? Ja, Keilholz-Kaviar. Und der hat immer selbst in der Küche rumgebrutzelt. Dem 'Chef' (so nannte man das Müllerische Familienoberhaupt respektvoll) war das gar nicht lieb, wenn jemand in der Küche wurschtelte.“

Doch was dem Katerfrühstück des Fritz Keilholz recht war, das war den Tischgewohnheiten des Wazlaw Orlikowsky – unter diesem Choreografen wuchs unser Ballett in den Fünfziger Jahren zu bundesdeutscher, ja europäischer Blüte – billig. „Also das war vielleicht 'ne seltene Type. Der aß nur, was ich selbst fertiggemacht hatte. Aber nie im Café, Orli setzte sich immer an den Tisch in der Küche. Das ging nur heimlich, wenn der Chef nicht unten war. Und streng war der Orlikowsky mit seinen Ballettmädchen. Einmal erwischte er hier ein junges Ding, vielleicht sechzehn, mit einer Zigarette. Wenn ich nicht dazwischen gegangen wäre, hätt' der die glatt verhauen.“ Ansonsten waren die Probleme, die Mutti Müller 30 Jahre lang mit ihrem Stammpublikum hatte, eher theatergemachter Natur: „Streit gab es hier nicht, nie ein Lokalverbot. Natürlich waren es Menschen, die auch Fehler haben. Und Künstler waren und sind wohl immer noch ein wenig verrückt, müssen es ja auch sein. Aber da ich immer für sie eine aufgeschlossene Art hatte, hätten sie auch alles für mich getan. Nur, Künstler arbeiten eben abends, da gingen für uns die Nächte drauf. Drei, vier Uhr war es oft, Sitzfleisch hatten sie fast alle.“

Mariechen Müller erinnert sich da vor allem an einen Intendanten, der sich nie trennen konnte, der mit sei-

nem Dramaturgen und Chefregisseur bis tief in die Nacht wie ein „Heftpflaster“ an den Stühlen des Theatercafés klebte und der Müllerin dann am nächsten Tag für die „geraubte“ Nachtruhe einen Blumenstrauß schicken ließ. Der Intendant hörte auf den Namen Dr. Metin, sein Regisseur war kein anderer als Günter Büch, jenes „enfant terrible“ des bundesdeutschen Sprechtheaters der Sechziger Jahre, das Schillers „Räuber“ in Lederjacken hüllte und als zeitnahes Rockerdrama inszenierte (zum Schrecken tradierter Sehgewohnheiten), das vor wenigen Jahren verstarb und sich seinem letzten Willen gemäß auf dem Nürnberger Zentralfriedhof zu den Klängen der „Bee Gees“ zu Grabe tragen ließ.

Von solchen Skurrilitäten zehrt Mutti Müllers Erzählfkraft, die sie, erst einmal in Redefluß gekommen, mit der sprachlichen Noblesse großer Mimen strahlen zu lassen vermag. „Der Günter Ungeheuer, o je, der hing nachts immer noch am Treppen rum, wenn wir längst Feierabend machen wollten: ‚Noch 'ne Runde, das Wacholderchen legt sich so schön warm um die Nieren.‘ Wer wollte da nein sagen, selbst wenn die Stühle schon auf den Tischen standen.“ Vier-, fünfmal mußte in dem Café, in dem schon Will Quadflieg, der wohl berühmteste Musensohn unserer Stadt, als junger Schüler seine Eishörnchen holte, das Licht an- und ausgeknipst werden, bis die Künstler begriffen, daß sie von der gastronomischen Szene abzutreten hatten.

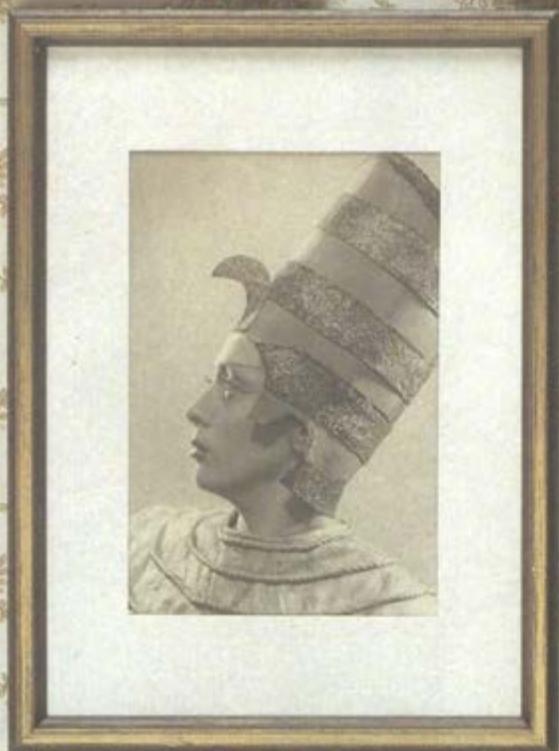
Auch Günter Lamprecht, Faßbinders „Biberkopf“, der in den letzten Jahren auf Theaterbühnen, in Fernseh- und Kinofilmen geradezu serienweise Beispiele unnachahmlicher Schauspielkunst lieferte, wußte wenige Schritte vom Theater entfernt die Vorzüge eines Cafés zu schätzen, das auch über Bierauschank verfügte. Maria Müller skiz-

*von links oben: H. H. Zulanke, Henk Speyer, Fritz Keilholz  
unten von links: Hildegunt Walther, Sigrun Höhler*

ziert Lamprechts damalige Vorliebe für einen gut gezapften Gerstensaft so, wie es im Revierjargon zwar trefflich und auch üblich ist, wie es aber an dieser Stelle nicht unbedingt einen Nachdruck erfahren muß. Die Bezeichnung für eine künstliche Wasserstraße spielt da eine wesentliche Rolle. Beim Stichwort Straße lacht die Müllerin, denkt an Heinz Waltmann: „Der blieb nicht bis spät abends bei uns, um seiner durstigen Kehle und dem hungrigen Magen Gutes zu tun. Er hatte Angst, nachts im Dunkeln allein über die Straße zu gehen. Der ging erst nach Hause, wenn er jemanden gefunden hatte, der ihn begleitete. Was haben wir uns darüber köstlich amüsiert.“

Die Verantwortung dafür, daß das Theatercafé einst auch die Funktion eines Restaurants wahrzunehmen hatte, trug ein gewisser Herr Weber, seines Zeichens Bariton am Oberhausener Theater: „Gefrühstückt hat der sowieso immer bei uns, aber als er auch Mittagessen wollte, habe ich das nun doch abgelehnt. Da schneite der eines Mittags rein, ganz 'zufällig', als wir mit der Familie bei Eisbein und Sauerkraut saßen. Und so ganz 'zufällig' war das des Baritons Weber Lieblingsgericht, wie er uns mit großer Geste versicherte. Da mußte ich ihm zwangsläufig was abgeben.“

Fortan gabs im Café Müller Mittagstisch. Und neue Sonderwünsche. „Herrje, die Lilly Towska, tadellos wollte sie Gemüse haben, Bohnen durcheinander und was es da alles so gibt, weil sie es sonst nicht bekam. Und wenn dann die Nachzügler kamen, bei den Probenzeiten im Theater ging das ja nicht anders, dann wurde es Nachmittag, bis wir selbst essen konnten. Aber irgendwie waren wir auch Künstler,



auf unserem Gebiet eben.“ Selbstverständlich wurden auch die meisten Premierenfeste im Café gefeiert. Schmackhafte Restora-tions-schnittchen waren da neben flüssiger Nahrung die großen Renner. Dann wurde gelacht und erzählt, das Lampenfieber, der Künstler Angst vor dem ersten Mal, war verflogen, die Nächte wurden mit hübscher Regelmäßigkeit zu Tagen. „Irgendwann kam dann der ‘Chef‘ runter: ‚Is dat dann hier immer noch nicht Feierabend?‘ Ein paar Stunden habe ich dann nur gelegen, weil schließlich früh eine Familie mit vier Kindern aus dem Hausgemacht werden mußte. Nach dem Mittagstisch legte ich mich noch mal hin, und der Chef hatte am späten Nachmittag seine Mühe, mich wieder wachzubekommen. Aber mit Kaffee und einem Marmeladenbrot war ich dann fit bis zum nächsten Morgen.“

Nach den schlechten Zeiten – die Weltwirtschaftskrise machte auch vor einem kleinen Oberhausener Theatercafé nicht Halt – Ende der Zwanziger und zu Beginn der Dreißiger Jahre ging es zumindest wirtschaftlich aufwärts, als die Mitarbeiter des ebenfalls zu beachtlicher Größe wachsenden Theaters ihre Vorliebe für Müllersche Köstlichkeiten entdeckten. Von den Auswirkungen des politischen Niedergangs in deutschen Landen blieb man weitgehend verschont. „Zu unseren Stammgästen gehörten damals auch junge Schutzleute, die in der Polizeiunterkunft an der Nordstraße (der heutigen Schenkendorfstraße) auf die höhere Laufbahn vorbereitet wurden. Die haben aufgepaßt, daß es mit den Nazis hier keine Reibereien gab. Von den Künstlern allein konnten wir bei den Gagen, die damals gezahlt wurden, natürlich nicht leben. Aber von allen habe ich Zeit meines Cafélebens mein Geld bekommen, nie mußte ich irgendeinem hinterherlaufen.“

Viele der Sängerinnen und Sänger, Schauspielerinnen und Schauspieler, Tänzerinnen und Tänzer allerdings, die in dem Künstlerhafen praktisch täglich vor Anker gingen, ließen bei Mutti Müller anschreiben. „Oft hatten die am Monatsende bei uns mehr als ihre halbe Gage abzuliefern, der Orlikowsky manchmal um die 600 Mark.“ Das war kurz nach dem Krieg gewiß kein Pappentil. Aber daß man mit der Hälfte des Künstlersoldes bei der Müllerin einen Monat lang stattwerden konnte (und nicht nur das), sprach sich im rasch wiederaufgebauten Theater umgehend herum: „Im Gegensatz zum Theater, das bei einem Bombenangriff völlig zerstört wurde, haben wir nicht viel mitbekommen, konnten wir während der gesamten Kriegszeit unser Café weiterbetreiben. Mit den knappen Zuteilungen der Lebensmittelkarten war das wahrlich nicht einfach. Als die Theaterleute dann vorübergehend nach Sterkrade umziehen mußten, hatten wir einige Jahre hier die Angehörigen der Besatzungsmächte.“

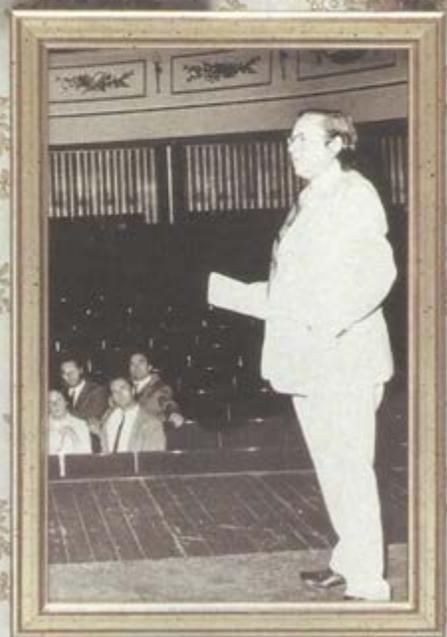
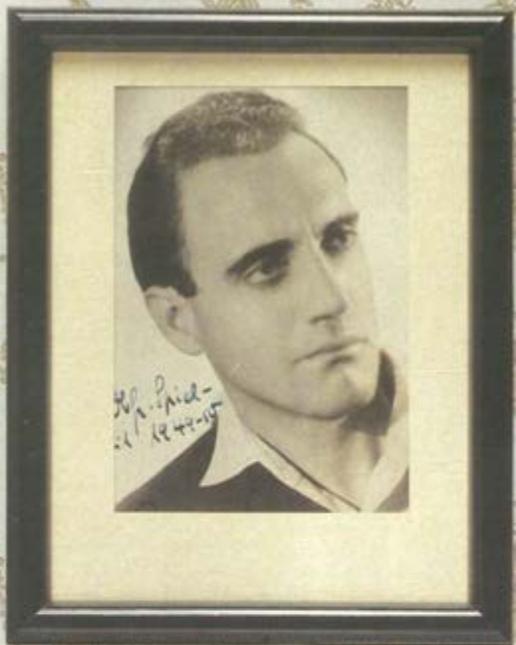
Ansonsten allerdings hielt Mutti Müller ihren „Sorgenkindern“ die Treue: „Bis vor einigen Jahren war ich immer abonniert, habe alle Stücke gesehen. Auch damals, als das Theater in Sterkrade spielte. Manchmal sind wir sogar bis dorthin gelaufen.“ Und so liefen die „Sorgenkinder“ wieder ins Theatercafé, als Oberhausen als eine der ersten Städte des Reviers nach dem Krieg einen neuen Musentempel entstehen ließ. „Ich habe immer daran gedacht, wie es meinen eigenen Kindern gegangen wäre, wenn sie von Ort zu Ort gezogen, nirgends richtig zu Hause und immer auf fremde Bewirtung angewiesen gewesen wären. So etwas muß man nachfühlen können, dann ist alles ganz einfach. Diese Künstler, das sind doch alles große Kinder, die dann und wann spüren müssen, daß

*oben von links: Lilly Towska, Henk Speyer, Günter Strack  
unten: Günter Lamprecht, Günter Büch*

da irgendwo ein Herz für sie schlägt.“

Da gabs zum Beispiel Sigrun Höhler, die nach einer langen Pause vor der Abendvorstellung nicht mehr nach Hause gehen konnte. Ihr Magen meldete ganz natürliche Ansprüche an, also sandte die „Stella“ eine Gardobiere rüber, ließ bei Mutti Müller um eine „Stulle mit Wurst so dick wie das Brot“ bitten. Die Botin kehrte von der Müllerin zurück, zwei Doppelstullen in der Hand mit Aufschnitt für vier: „Da wurde nicht viel Aufhebens gemacht. Wenn die Hunger hatten und nicht kommen konnten, schickten wir die belegten Brote eben rüber.“

Meistens aber riskierten die Künstler eben doch die wenigen Schritte bis zu dem Ort, wo sie ihre Ruhe haben oder ausgelassen feiern konnten. So erinnert sich Mariechen Müller an Wolfgang Reichmann als einen ruhigen Gast, der immer mit seiner „netten Frau“ kam, an den Dramaturgen Alexander May (Büchs Vorgänger Ende der Fünfziger Jahre), „ein Eigenbrödler, der war oft hier und immer mit allem zufrieden“, an Ernst-Alexander Lorenz, der vor wenigen Jahren in Spanien ermordet wurde, an Günter Strack, der mit der Müller-Tochter Hildegard „öfter über die schönen alten Zeiten am Oberhausener Theater gesprochen“ hat, an Hildegunt Walther, die der Müllerin Anfang der Fünfziger Jahre Erinnerungskarten schenkte, an Ernst Sölden, der in „Erinnerung an unvergeßliche Stunden im Café Müller“ 1950 schrieb und vor wenigen Jahren bei einem Tourneegastspiel rasch einmal hereinschaute, an einen der ersten Künstlergäste, den Kapellmeister Sulanke, der Weih-



oben: Wolfgang Reichmann, Joachim Hansen, Mitte: Günther Ungeheuer, unten: Will Quadflieg



nachten 1934 einen Dankesgruß verfaßte.

1965 war Schluß mit dem Theatercafé, Mutti Müller mußte der Gesundheit Tribut zollen. Zwar führte sie das Café nach einer schweren Krankheit und dem Tod des „Chefs“ weiter – aber ohne Künstler. 1978 verpachtete sie das Café, ohne ihm bis heute gänzlich ihre Fürsorge zu entziehen. Und wenn irgendeines der „Sorgenkinder“ von einst heute für ein kurzes Gastspiel auf die Bühnenbretter an der Ebertstraße zurückkehrt, dann „kommt der mit Sicherheit mal eben vorbei.“

Dann erwachen Erinnerungen an Charaktermimen, die in einer stillen Ecke des Cafés über dem Textbuch gedankenversunken in ihre Rolle tauchten, an Intendanten, die sich hierher zurückzogen, um mit Künstlern Verträge auszuhandeln, an Kollegen von einst wie etwa den strahlenden Operettenhelden Henk Speyer, der zum Abschluß der Spielzeit 1949/50 mit seiner Frau Charlotte folgende Zeilen schrieb: „Unserer lieben guten Mutti Müller mit innigem Dank für all die große mütterliche Fürsorge. Das Einzige, was uns den Abschied von Oberhausen wirklich schwer macht, ist der Abschied von Dir, Muttchen Müller! Behalt uns in guter Erinnerung – wir werden noch oft an Dich zurückdenken.“ Wahrlich ein reicher Himmel! Stern bei Stern! Aber auch Sternchen bei Sternchen. Wie charakterisiert die Müllerin gleich mit noch heute geltender Trefflichkeit ihr Künstlervolk: „Die Guten waren alle normal, die noch was werden wollten, mußten auf sich aufmerksam machen.“

„Ich singe wie der Vogel singt,  
Der in den Zweigen wohnt;  
Das Lied, das aus der Kehle dringt,  
Ist der Lohn, der reichlich lohnet.“



# Die Kirmes sind wir

Helmut Stoltenberg

Das Schaustellergewerbe ist fast so alt wie die Menschheit selbst. Nur zogen sie einst als Gaukler, Komödianten und Kaskadeure durch die Lande. Sie wurden vom Volk der Unterhaltung und Abwechslung wegen geliebt, aber ihr Berufsstand galt als brotlose Kunst.

Im Mittelalter thronte der Hofnarr auf der Burg, sie aber tingelten von Stadt zu Stadt, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt. Auch in Oberhausen waren sie zu Hause, die Schausteller mit ihren Guckkästen, Lotteriespielen und Karussellen.

Bereits im 19. Jahrhundert etablierten sich in der „Wiege der Ruhrindustrie“ zahlreiche Schaustellerfamilien, von denen die Schmalhaus', Bruchs und Renoldis zu den ältesten zählen. Überhaupt kann unsere Stadt in Nordrhein-Westfalen die meisten Schausteller „auf einen Haufen“ nachweisen.

Kein Wunder, denn schon im 14. Jahrhundert, als sich gerade die Holtener Bürgerschützen etabliert hatten, gab es auch schon die „Hahnenkirmes“ in der Nähe des Kastells.

Auch in Sterkrade wurde die „Fronleichnamskirmes“ erstmals im 13. Jahrhundert mit der Gründung der St. Clemens-Pfarrei erwähnt. Sie hat sich bis heute zur größten Straßenkirmes in Deutschland entwickelt. Millionen haben sie besucht.

Mathilde Baese geborene Bruch („ich bin erst 83“), Magda Bruch geborene Renoldi („naja 73 bin ich auch schon“) und Minchen Grell, mit 84 die älteste „Aktive“, ist zwar „nicht von hier“, aber sie gehört mit ihrem „antiken“ Etagen-Cafe zum lebenden Inventar der Sterkrader Fronleichnamskirmes. Dieses „Trio in parco divertimenti“, was soviel heißt, wie die „Drei vom Jahrmarkt“ können natürlich viel aus dem Oberhausener Kirmesleben erzählen.

*Schwelgen in Erinnerungen, von links nach rechts: Minchen Grell, Mathilde Baese und Magda Bruch*

Der Jahrmarkt selbst hat eine geschichtliche Entwicklung durchlaufen. In seinen Anfängen im Mittelalter war er nicht ohne ein kirchliches Fest, eine Kirchweih oder Kirmes denkbar, zu der eine der Kirche und ihrem Schutzpatron geweihte Messe zelebriert wurde. Im Laufe der Jahrhunderte trat diese kirchliche Bindung vielerorts zurück – in Sterkrade nicht. Hier wird noch heute an der Messe am Hagelkreuz und der Prozession festgehalten.

Im Gegensatz zu den kurzfristig sich wiederholenden, von bäuerlichen Erzeugern oder Lebensmittel-Höckern durchgeführten Wochen-Viktualienmärkten hielt man den Jahrmarkt gewöhnlich nur einmal oder zweimal im Jahr ab. Für Groß-Oberhausen, das ja aus vielen früher selbständigen Flecken zusammenwuchs, galt das natürlich nicht, wie sich Mathilde, Magda und Min-

chen erinnern. Da ist die Froschenkirmes in Biefang, die Wottelkirmes in Schmachtendorf, die Osterkirmes in Alt-Oberhausen und wie gesagt, das sind die Holtener Hahnenkirmes und die Sterkrader Fronleichnamskirmes.

Und wenn Magda Bruch so erzählt, dann leuchten dem „Kirmes-Jeck“ die Augen. „Wir hatten hier immer einen Zwei- oder Fünftageplatz, aber wenn gewechselt werden mußte, dann ging es nachts rund. Tagsüber das Karussell und nachts wir. Schließlich mußten wir am nächsten Ort wieder aufbauen. Und damit wir nicht vom Fleisch fielen, gab es nach dem Abbau – das war so in den 20er Jahren – für uns Kleinen immer Streußelkuchen. Wir waren und sind heute noch eine große Familie; da hilft einer dem anderen.

„Dat is ne Selbstverständlichkeit!“ So Magda, die geborene Renoldi – der Name selbst hat schon etwas Komödiantenhaftes an sich. Und die 83jährige Mathilde Baese erinnert sich: „Wenn ich nach dem Abbau morgens aufwachte, mußte ich erst einmal zur Schule. Danach hieß es bei Vadder Bruch am Schaustellerstand stehen.“

Vor dem 1. Weltkrieg begann das Kirmesjahr mit dem Karneval in Osterfeld. Der Kirmestrubel setzte sich dann fort auf dem „Industrieplatz“, dem heutigen Friedensplatz. Das war stets zur Frühjahrszeit. Dann folgte die große Fronleichnamskirmes. Es war alles geschmückt, auch die Figuren auf den Karussellen, und nach der Prozession ging es dann im wahrsten Sinne des Wortes „rund“, meint Minchen vom Etagen-Cafe.

Auch Erna Krenz kann dies nur allzu gut bestätigen. Sie stammt aus der alten Schaustellerfamilie Schmalhaus. Ihr Väter stand damals mit einer Waffelbäckerei auf der Kirmes.

Überhaupt sind die Schmalhaus' die Schausteller en passion. Seit

1815 gibt es sie in unserer Stadt. Wilhelm Schmalhaus wurde immerhin 85 Jahre alt und stets von der ehemaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz beim alljährlichen Fronleichnam-Frühschoppen „besonders“ begrüßt. Wie überhaupt zur Fronleichnamskirmes die Stadt ein Herz für ihre alten Bürger hat, indem sie ein paar fröhliche Stunden mit den Spitzen der Stadt verbringen dürfen – bei Musik und Witz. Die Zukunft wird das nicht ändern . . .

Alle vier Damen haben in ihrer Kindheit noch den Guckkasten, die klugen Kanarienvögel kennengelernt, die selbst kleine Kanonen abgeschossen, indem sie an einer Leine zogen, oder auch das „Polichineltheater“, worunter man heute das Kasperlespiel versteht.

Da gab es noch Menagerien, in denen exotische Tiere vom Geparden bis zum Känguruh zur Schau gestellt wurden. Auch die Seiltänzer und Taschenspieler, das Wachsfigu-



renkabinett mit berühmten Personen oder die Riesin und der Zwerg waren die Sehenswürdigkeiten auf den Jahrmärkten, als Erna, Mathilde, Magda und Minchen noch klein waren.

Nach dem zweiten Weltkrieg fing dann alles von vorn an. Es wurden zwar noch „menschliche Raritäten“ zur Schau gestellt, aber das Interesse hieran schwand, nicht nur auf der Sterkrader Kirmes, sondern auch auf den Märkten, auf dem Graf-

Hacseler-Platz und auf dem Altmarkt. Ganz langsam kamen die modernen Fahrgeschäfte.

Modern – das war wohl ein wenig übertrieben; denn wenn die „Bodenmühle“, um im Jargon der Schausteller zu bleiben (gemeint ist das Kinderkarussell) nicht genügend Strom bekam, „dann haben wir die Mühle selbst gedreht, wie in der Rokoko-Zeit“, erzählte Magda Bruch, deren Vater Theodor Renoldi aus dem Westfälischen kam und

an der Stöckmannstraße zu Hause war.

Das Riesenrad hieß schon seit Jahrzehnten „Russe“, weil es das erste Riesenrad in Rußland gab. Und Minchen Grell: „Ich erinnere mich daran, daß es Riesenräder nur im Wiener Prater, in Paris, im englischen Blackpool und in Chicago gab. Letzteres ist übrigens 1915 zusammengebrochen. Nach dem ersten Weltkrieg kam dann auch das erste Riesenrad zur Fronleichnamskirmes.“



*Bild 1  
Erna Schmalhaus, Theo Renoldi, ihre Familien zählen seit Generationen zur Branche.*

*Bild 2, 3 und 4  
Rund ging es auch in den „Goldenen Zwanzigern“, jedoch im Tempo der damaligen Zeit und genascht wurde ebenso gerne wie heute.*

*Bild 5  
Erste Sterkrader Fronleichnamskirmes nach dem Kriege, 1947*



„Die Strippe“, das Fliegerkarussell, gibt es natürlich auch heute noch. Die alten Damen möchten es nicht missen: „Sonst fehlt uns ein Stück Kirmes“, meinen sie. Mit Wehmut denken sie an die „gute, alte Zeit“, da heute alles nur von hochmoderner Technik dirigiert wird.

Die Fahrgeschäfte, die Spielstände, die Pommes- und Würstchenbuden, die Eisstände und „Fliegenden Teppiche“, das Allround-Cinema, Moonranger, Autoscooter, Ufos und Round-up bestimmen das heutige Bild einer Kirmes. Die alten Damen haben sich mit dem Wandel zum Modernen abgefunden, sie sagen: „Wir sind die Kirmes“, meint Magda Bruch. „Ich muß immer noch einmal nach Sterkrade, denn hier bin ich geboren, und morgen stehe ich wieder am Stand.“

Auf der Schwarzen Heide, im Kloster getauft, hier zur Schule gegangen, genauso wie Mathilde in die Alleeschule – das alles läßt sich nicht einfach so wegwischen.

Wenn die Kirmes aufgebaut ist, wird „Kirmes-Heiligabend“ in Sterkrade gefeiert. Früher im „Wachsamen Hähnchen“ bei Enser, bei Klumpen Moritz oder bei Alex Köper. Mathilde zu Magda: „Weißt Du noch, wie verliebt er in Dich war?“ – Ein Lächeln – Erinnerungen, die damit schließen, daß alle der Meinung sind: „Kirmes ist unser Leben. Den inneren Motor können wir nicht abstellen. Auf der Kirmes sind wir zu Hause. Gleich gehen wir wieder hin . . .“



# EINSTIEG IN DIE ZWEITE KARRIERE

Über Menschen und Schicksale im Berufsförderungswerk Oberhausen

von Klaus Offergeld



Die vielzitierte letzte Chance fordert zur Konzentration aller Kräfte auf. Sie birgt den unbedingten Ansporn zur Leistung naturgemäß in sich, hier braucht die Motivation zum Lernen zwangsläufig nicht mehr geweckt zu werden. Kein beruflicher Rehabilitand wird die große Chance zur Wiedereingliederung in das Arbeitsleben leichtfertig aufs Spiel setzen, denn immerhin steht das Angebot einer einmaligen Chance. Das wissen sie, wenn sie häufig aus großen Entfernungen anreisen, um im Berufs-Förderungswerk an der Bebelstraße ihre Rehabilitationsmaßnahme anzutreten. Von einer schulischen Aus- oder Fortbildung, die mal eben nebenbei absolviert wird, kann nicht die Rede sein. Häufig standen die Frauen und Männer bereits Jahrzehnte im Berufsleben, ehe ein Unfall oder eine Krankheit die Ausübung des erlernten Berufs unmöglich machte. Die Vermittlung in eine Rehabilitation durch das Arbeitsamt, durch die Rentenversicherung oder andere

Träger muß hier als letztes Glied einer Kette angesehen werden, die über einen langen Leidensweg führte, die den Ausblick in die Zukunft vernebelte, die Verzweiflung förderte und zum Umdenken zwang. Das Familienleben muß neu organisiert werden, der Alltag den neuen



Gerhard Urbaniak

Anforderungen angepaßt werden. Die Alternativen heißen freiwilliger sozialer Verfall oder Einstieg in ein anderes Leben sprich Umschulung

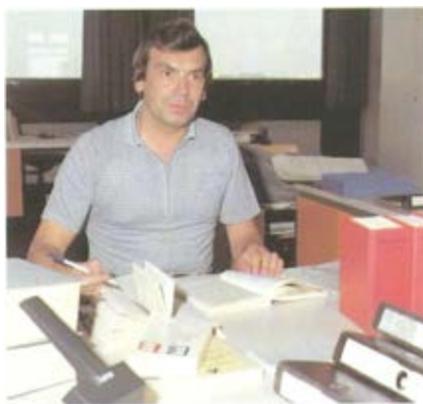
auf einen neuen Beruf. Deswegen setzen sie ausschließlich Hoffnung in die Rehabilitation, der Silberstreif am Horizont läßt sie wieder ruhiger schlafen. Wenngleich sie ohne Illusionen auch nach Oberhausen kommen – der Arbeitsmarkt gilt gleichrangig für sie als Maßstab aller Dinge.

Seit Juni lebt der 43jährige Gerhard Urbaniak im Oberhausener Berufs-Förderungswerk. Ein „bißchen Angst“ packte ihn, als er vor der riesigen Fassade stand, nach Minuten der Besinnung die geräumige Eingangshalle durchschritt und schließlich in einem Pulk von weiteren Neulingen landete. „Meine Hoffnungen sanken auf den Nullpunkt“, schildert der ehemalige Matrose, der insgesamt 20 Jahre auf dem Schiff verbrachte. Er lebte in Hamburg und wechselte später nach Duisburg über, wo er in der Binnenschifffahrt arbeitete. 1968 geschah es: Ein schwerer Unfall auf See warf Gerhard Urbaniak für einige Zeit auf das Krankenbett. Er er-

holte sich wieder und konnte seinen Beruf fortsetzen. Aber sein Zustand verschlechterte sich, 1979 mußte er endgültig aufhören – schwer gehbehindert, berufsunfähig. Es folgte erneut eine schwierige Zeit, die Urbaniak mehrfach an den Rand der Verzweiflung brachte. Bis Mitte 1982 war er krank, die Arbeitslosenunterstützung lief aus. Urbaniak lebte von einer schmalen Rente, er mußte sich mit seiner Behinderung abfinden, und „das fiel mir lange Zeit äußerst schwer.“ Heute setzt er auf die Möglichkeit zur Umschulung. „Ich habe die Vergangenheit bewältigt. Jetzt läuft die Umschulung zum Bürokaufmann, sie dauert 18 Monate. Für mich ist die Rehabilitation jedenfalls eine große Chance.“

Von einem „großen psychischen Druck“ sprechen sie übereinstimmend, wenn es gilt, die eigene Situation, den Alltag im Berufs-Förderungs-Werk zu beschreiben, von den Schwierigkeiten und den „schönen gemeinsamen Erlebnissen“ zu berichten. „Dabei hilft nur der Zusammenhalt“, faßt der 34jährige Rehabilitand Heinz Dorbholz die Gegebenheiten zusammen. „Wer sich hier in die Ecke verkriecht, wird mit den Anforderungen nicht zurechtkommen.“ Er kennt sich aus. Im Februar 1982 trat er seine Umschulung an, heute ist er Rehabilitandensprecher. Dorbholz: „Entweder packe ich eine Aufgabe voll oder gar nicht an. Für mich gab es hier nur eine Möglichkeit, nämlich alle Probleme, ob privater oder beruflicher Natur, gemeinsam zu besprechen und zumindest den Versuch einer Lösung zu starten.“ Immerhin leben nahezu 600 Rehabilitanden im Internat des Berufs-Förderungs-Werks. Frauen und Männer, die häufig mit einem Altersunterschied von mehr als 20 Jahren in einer Schulbank hocken. 18jährige und 50jährige, die zum Materialprüfer umschulen. Die Konstellation ist an der Tagesordnung, und „damit muß

sich mancher erst einmal abfinden“, berichtet Heinz Dorbholz. Hinzu kommt die Trennung von der Familie, von der gewohnten Umgebung, Freunden und Bekannten. Probleme, die unterschiedliche Verhaltensweisen herausfordern, aber auch gemeinsames Handeln bedingen. Heinz Dorbholz: „Daß wir hier im Berufs-Förderungs-Werk eine gute Gemeinschaft haben, führe ich in erster Linie auf den Versuch zurück, soziale Schranken bereits im Vorfeld abzubauen. Wir duzen uns, egal wie groß die Altersunterschiede oder die Einkommen sind!“ Die rare Freizeit und damit oft düsteren Abende werden gemeinsam organisiert. Dafür ist unter anderem ein Freizeitausschuß zuständig, der z. B. eine Fete oder einen Kegelabend vorbereitet. „Solidarisches Handeln muß sein“, fährt Dorbholz fort.



Heinz Dorbholz

„Sonst könnten wir gleich wieder nach Hause gehen!“ Für ihn wird die Umschulung voraussichtlich noch in diesem Jahr ihr Ende finden. Der 34jährige absolvierte eine Ausbildung bei der Post und arbeitete später in einem physikalischen Labor in Eschweiler nahe seinem Wohnort Aachen. „Mein Verdienst war gut, ich habe mit großem Elan ein intaktes Familienleben aufgebaut und fühle mich mit meiner Frau und meinem Kind sehr wohl.“ Dennoch stellte sich ein Rückschlag

ein. Probleme mit dem Kreislauf zwangen ihn, seinen Beruf aufzugeben („Nach 15 Jahren“) und beim Arbeitsamt einen Antrag auf Umschulung zu stellen. Jetzt lernt Dorbholz Fachgehilfe in steuer- und wirtschaftsberatenden Berufen und will verständlicherweise möglichst bald seinen neuen Beruf antreten. Zuvor gilt es jedoch, die Oberhausener Zeit, „die insgesamt wie im Flug verging“, zu einem guten Ende zu bringen. „Anfangs fiel mir alles sehr schwer. Wer kann sich nach 20 Jahren schon auf die Schulbank einstellen, ans Lernen und Umdenken. Das brauchte seine Zeit, mir persönlich hat dabei die Arbeit in der Vertretung der Rehabilitanden unheimlich geholfen. In der Gemeinschaft fühle ich mich wohler!“ Dorbholz spart auch nicht mit Lob für die Hausleitung. „Die Zusammenarbeit klappt hervorragend. Wir finden ein offenes Ohr für unsere Probleme, bekommen große Hilfe angeboten und können ohne Vorbehalte reden.“

Auf Direktor Dr. Ferdinand Potthoff kann man sie jedenfalls ohne Vorbehalte ansprechen. „Er stand uns stets hilfreich zur Seite“, zieht der „erfahrene Dorbholz“ ein erfreuliches Resümee. „Sicherlich gab und gibt es hier und da Schwierigkeiten, aber wie sollte es anders sein, wenn 800 Rehabilitanden unter einem Dach lernen und leben.“

In der City-West gilt das Berufs-Förderungs-Werk im fünften Jahr seines Bestehens unterdessen als feste Einrichtung. An den „Riesen“ an der Bebelstraße hat man sich gewöhnt, wenngleich er sich seinerzeit wie ein Elefant in die Landschaft schob. Niemand will und wird den enormen Nutzen der Einrichtung ernsthaft bestreiten. Und niemand fühlt sich von den Rehabilitanden belästigt. Sie fallen kaum auf, nehmen das „Angebot Oberhausen“ kaum wahr. Kneipengänge, Theaterbesuche, Stadtbummel oder



der Aufbau neuer Freundschaften – all das, was für den „Otto-Normalverbraucher“ den Begriff Freizeit oder Ausgleich ausmacht, findet in der Stadt kaum seinen Niederschlag. Noch einmal Heinz Dorbholz: „Das hat nichts damit zu tun, daß wir uns hier in Oberhausen etwa nicht wohlfühlen. Nacht acht oder neun Stunden Schule, auch anschließend müssen viele noch lernen und üben, ist man ganz einfach geschafft. Da bleibt keine Zeit mehr, in die Stadt auszuschwärmen!“

*Der Innenhof, eine grüne Oase für Gespräche und Entspannung.*

Mancher Wirt in der Umgebung mag hier auf das große Geschäft gehofft haben. Die Hoffnung trog ihn. Zum Bier am Abend fehlt häufig nicht nur die Zeit, sondern auch die Lust und nicht zuletzt das Geld. Im übrigen finden sich die Rehabilitanden in ihrer knapp bemessenen Zeit eher zu einem Pläuschchen in einem der Tagesräume zusammen. Am Wochenende steht vorrangig der Familienbesuch auf dem Pro-

gramm – Oberhausen kommt 'leider' zu kurz. Immerhin stünde ein reichhaltiges Kulturangebot bereit, böte sich der Besuch im Kaisergarten oder im Ruhrpark an. Daß dennoch jetzt der Kontakt zwischen Berufs-Förderungs-Werk und der Behindertenorganisation INTEG zustandekam, darf vielleicht als „erster Durchbruch“ gewertet werden. Rehabilitanden und Oberhausener trafen sich mehrfach, um gemeinsam einige Abende zu gestalten. Hier bahnt sich offenbar eine längerfristige und fruchtbare Zusammenarbeit an.

Für Dorothee Braun, die den Freizeitausschuß der Rehabilitanden leitet, ist die Kooperation jedenfalls „ein großer Erfolg“. Ein gemeinsames Treffen ergab sich eben „so“, und daraus soll eine feste Bande zu Oberhausen geflochten werden.



*Dorothee Braun*

Das Organisationstalent schaffte es hier wieder einmal, die Freizeit abwechslungsreich zu gestalten. Dafür ist sie an der Bebelstraße bekannt. Nicht zuletzt deswegen wählten sie die Mitschüler einmütig an die Spitze des Freizeitausschusses. „Dabei war das nur Zufall“, übt sich die 36jährige in Untertreibung. „Der ehemalige Vorsitzende mußte sich auf seinen Abschluß vorbereiten, und ich rutschte mehr oder weniger in die Aufgabe hinein.“ Hier Zufall – dort Glück, so umschreibt

Dorothee Braun ihren persönlichen Gang der Dinge im hiesigen Berufs-Förderungs-Werk. Im Sommer 1982 mußte sie die Ausübung ihres erlernten Berufs aufgeben. Aus „gesundheitlichen Gründen“ – bereits wenige Tage später konnte sie nach Oberhausen kommen. „Das war wirklich fast unverschämtes Glück“, freut sich die ehemalige kaufmännische Angestellte, „und das habe ich ausschließlich dem großen und engagierten Einsatz meines Berufsberaters zu verdanken!“

Als Verkäuferin wird Dorothee Braun nie wieder arbeiten können, nun schult sie zum Bürokaufmann um – seit September 1982. Sie hat sich mittlerweile bis zum dritten Ausbildungsabschnitt vorgearbeitet, der Abschluß steht gewissermaßen vor der Tür. Bald will sie die Arbeit im Freizeitausschuß niederlegen, um „mich voll und ganz auf die Prüfung vorzubereiten.“ Manch einer wird später noch an Dorothee Braun denken, wenn es an die Organisation von Freizeit geht. Immerhin stellte sie (natürlich mit einigen fleißigen Helfern) ein Sommerfest für das Berufs-Förderungs-Werk auf die Beine, dem es an nichts fehlte. Der Erfolg gab ihr recht: 1200 Besucher nahmen an der Feier teil.



*Peter Binder*

An diese Gemeinsamkeiten erinnert sich heute auch Peter Binder

gern zurück, wenn er seine Zeit in der Umschulung Revue passieren läßt. „Widerspenstig“ kam der Wolfsburger, der mit seiner Freundin ein Kind aufzieht, im März nach Oberhausen, um sich hier zum Chemielaboranten ausbilden zu lassen. „Als ich die Hospitation antreten mußte, bin ich nach zwei Tagen abgehauen. Das war einfach zuviel für mich!“ Er kam wieder, wehrte sich nach wie vor gegen Rehabilitation, Berufs-Förderungs-Werk und neue Umgebung. Heute ist er mit Leib und Seele dabei, arbeitet in der Vertretung der Rehabilitanden mit und fühlt sich „wohl“. Wie Heinz Dorbholz habe auch ihm das Engagement in der Rehabilitandenvertretung „enorm geholfen“. Sein Weg bis zur Umschulung in Oberhausen mag seine frühere Ablehnung erklären. Nach dem Abschluß der Hauptschule begann Peter Binder eine Lehre als Werkzeugmacher bei VW in Wolfsburg, es folgte ein erfolgreich bestandener Techniker-Lehrgang. Alles lief nach Maß, und, so der heute 26jährige, „alles lief kurze Zeit später schief“. Ein schwerer Autounfall unterbrach plötzlich und unerwartet alle Zukunftspläne. 1979 wurde für Peter Binder ein „schockierendes Jahr“. Binder: „Ich hatte großes Glück, daß ich mit dem Leben davongekommen war. Das Erwachen im Krankenhaus war zwar schmerzhaft, aber auch erlösend.“ Mit der Arbeit in seiner Firma konnte es dennoch nicht mehr weitergehen. Dem sechsmonatigen Krankenhausaufenthalt folgte eine einjährige Krankenzzeit. „Aber dennoch mußte es ja weiter gehen, wenn mir auch damals jeder Blick in die Zukunft schwerfiel!“ Das Arbeitsamt sprach mit ihm über eine Rehabilitation, und nach langem Zögern und Überlegen entschloß sich Peter Binder, eine Maßnahme anzutreten. Daß die Umschulung in Oberhausen stattfinden sollte, ließ ihn nicht gerade in einen Freuden-

taumel verfallen. „Na ja, aber das ist vorbei. Heute weiß ich, worum es geht. Wenn auch die Aussichten auf einen Arbeitsplatz nicht gerade verlockend sind. Erst einmal gilt es, die Rehabilitation erfolgreich zu absolvieren. Dann muß ich weitersehen. Bis dahin werde ich nach wie vor an jedem Wochenende meine Freundin und mein Kind besuchen.“



*Susanne Künne*

An ihr Kind braucht die 21jährige Susanne Künne noch nicht zu denken. Sie war selbst kaum dem Jugendalter entschlüpft, als eine Krankheit jede körperliche Arbeit zur Unmöglichkeit gedeihen ließ. Die junge Frau, die in Ahlen in Westfalen lebt, hatte gerade ihren „Wunschberuf“ angetreten, als der Körper nicht mehr „mitspielte“. Den Beruf der Gärtnerin hatte sie sich auserkoren, und mußte ihre Ausbildung bereits nach zwei Jahren abbrechen. „Jung genug für eine neue Lehre war ich damals noch“, denkt Susanne Künne an die Zeit zurück, „aber ich hatte einige Berufsbereitschaften ausgeklammert. In einem Büro wollte ich nie sitzen. Das war mir immer zu dröge. Na ja, und körperlich konnte ich nicht mehr viel leisten.“ Sie ging zum Arbeitsamt. Nach einem Test, den übrigens jeder Anwärter auf seine Rehabilitation absolvieren muß, offerierte ihr der Berufsberater die Umschulung zur Chemielaborantin. Sie nahm das

## Rehabilitation vor Rente

Das Berufsförderungswerk Oberhausen ist eine Einrichtung der beruflichen Rehabilitation. Es dient der Umschulung behinderter Erwachsener. Jeder der durch Unfall oder Krankheit nicht mehr in der Lage ist, seinen gegenwärtigen Beruf auszuüben, hat Anspruch auf Berufsunfähigkeitsrente oder Rehabilitation, wobei der Grundsatz gilt: Rehabilitation vor Rente!

In Deutschland stehen für die berufliche Rehabilitation 20 Berufsförderungswerke mit ca. 12.000 Plätzen zur Verfügung. Das Berufsförderungswerk Oberhausen wurde als letztes im Rahmen des Aktionsprogramms „Rehabilitation“ geplant und gebaut. Es kann ca. 800 Rehabilitanden aufnehmen. Die Grundsteinlegung war am 25. Januar 1975, die offizielle Eröffnung am 15. Juni 1979. Träger der Einrichtung ist der Verein „Nordrhein-Westfälisches Berufsförderungswerk e. V.“. Es wird von den Rentenversicherungsanstalten Rheinprovinz und Westfalen getragen.

Die Anmeldung zu einer Rehabilitationsmaßnahme geschieht je nach Zuständigkeit durch die Arbeitsverwaltung, die Rentenversicherung, die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte, die Knappschaft oder andere Träger. Die Kosten der Maßnahme werden von der Sozialversicherung getragen.

Das Berufsförderungswerk Oberhausen bietet folgende Umschulungsberufe an:

- Bürokaufmann
- Fachgehilfe in steuer- und wirtschaftsberatenden Berufen
- Verwaltungsangestellter
- Sozialversicherungsfachangestellter
- Technischer Zeichner
- Elektrogerätemechaniker

- Nachrichtengerätemechaniker
- Chemielaborant
- Techniker
- Materialprüfer
- Masseur und med. Bademeister

Die Ausbildung erfolgt vollschulisch, d. h. die beiden Lernorte Betrieb und Berufsschule sind unter einem Dach vereint. Für die praktische Ausbildung stehen Übungsfirmen, Labors und Werkstätten zur Verfügung. Die Ausbildungsdauer liegt zwischen 12 und 24 Monaten.

Alle Abschlußprüfungen finden vor den zuständigen Stellen (Industrie- und Handelskammer, Steuerberaterkammer usw.) statt. Prüfungsinhalte und Prüfungszertifikate, z. B. Facharbeiterbrief, sind die gleichen wie im Auszubildendenbereich. Über die Forderungen des Berufsbildes hinaus werden weitere zukunftsweisende Berufsinhalte vermittelt. Z. B. EDV-Kenntnisse, Elektronikkenntnisse, Vertiefungen auf dem Gebiet der Schweißtechnik und der zerstörungsfreien Prüfung. Zu einem Berufsförderungswerk gehören neben den Abteilungen für Ausbildung auch ein ärztlicher Dienst sowie ein psychologischer und sozialer Dienst.

Etwa 1/3 der Rehabilitanden besuchen das BFW als sog. Pendler, alle anderen leben im Hause, das als Internat eingerichtet ist und über 600 Betten, überwiegend in Einzelzimmern, verfügt. Nach anstrengenden 9 Unterrichtsstunden stehen vielfältige Möglichkeiten für Sport und Freizeitgestaltung zur Verfügung.

Im Januar 1983 verließ der 1.000 erfolgreiche Rehabilitand das Berufsförderungswerk Oberhausen. 1.000 erfolgreiche Abschlüsse sind 1.000 überwundene Behinderungen und 1.000 neue Berufs- und Lebensperspektiven.

Angebot an. „Ich hatte es satt, tatenlos herumsitzen und mir den Kopf über meine Zukunft zu zerbrechen. Es mußte etwas geschehen! Und die Arbeit in einem Chemielab-

or stellte ich mir interessant und abwechslungsreich vor.“ Nach achtmonatiger Arbeitslosigkeit trat Susanne Künne ihren neuen Weg. Für sie steht es außer Zweifel,

daß sie den entscheidenden Schritt nach vorn gemacht hat.

Der Rundgang mit Dr. Ferdinand Potthoff durch das Haus offenbart, daß hinter der tristen Kulisse an der Bebelstraße ein technisch perfektes und für die Rehabilitanden reichhaltiges Angebot hergerichtet wurde. „Das Haus kann nicht nur auf das reine Lernen ausgerichtet sein. Das würde mit Sicherheit zu erheblichen Komplikationen führen.“ Also gibt es zahlreiche Sitzgelegenheiten für Arbeitspausen und Freizeit. Tagesräume stehen bereit, auch Fernsehgelegenheiten. Nicht zuletzt ist für ein Sportangebot gesorgt, daß manchen Verein vor Neid erblassen läßt: Eine Halle für Volley- und Basketball, unzählige Tischtennisplatten, ein Tennisplatz (Potthoff: „Wir könnten fünf gebrauchen“) und auch ein überdimensionales Schachfeld („Wird leider kaum genützt“). Das Angebot bestimmt die Nachfrage. Die Rehabilitanden lassen es daran jedenfalls nicht fehlen. Das technische Angebot der Rehabilitation ist nach dem neuesten Stand ausgerichtet. Elektronik fehlt ebenso wenig wie EDV und zukunftsorientierte Technik. Potthoff: „Das muß einfach sein. Wenn wir die Leute zurück auf den Arbeitsmarkt schicken, müssen sie den Anforderungen gewachsen sein. Sonst brauchten wir gar nicht anzufangen!“ Weil die Umschüler gut gerüstet ihren neuen Berufsweg antreten sollen, steht die Intensität der Ausbildung im Berufsförderungswerk obenan. Das Angebot genügt Spitzenanforderungen, und die Zeit der Ausbildung wurde vergleichsweise erheblich verkürzt. Das wissen die Umschüler, sie wissen auch – wie eingangs beschrieben – von ihrer großen Chance. Von Erholung im üblichen Sinne kann somit kaum die Rede sein, höchstens von beruflicher Erholung. Diesen Zweck, und nur diesen, erfüllt das Berufs-Förderungswerk.

# FERN DER HEIMAT

von Solweig Kiock



18.806 Ausländer leben in Oberhausen (Stand 1. Juli 1983). Viele von ihnen kamen schon vor 25 und mehr Jahren in die Wiege der Ruhrindustrie und fühlen sich heute hier genauso und sogar noch mehr zuhause als in ihrer italienischen, slowenischen und türkischen Heimat. Ein großer Teil hegt immer noch den Wunsch, in die Heimat zurückzukehren – und wenn es im Rentenalter ist. Die meisten verbringen ihren Urlaub regelmäßig bei Verwandten und fühlen sich in den Geburtsorten wohl, dennoch – ein großer Teil, vor allem die jungen Sarden, Slowenen oder Türken sind auch in der Heimat Fremde. Ihr Zuhause ist Oberhausen, und sie wünschen sich größere Beteiligung an der Kommunalpolitik. „Nach fünfzehn Jahren müßte uns das Wahlrecht zumindest innerhalb der Stadt eingeräumt werden.“

35 fremdländisch aussehende Männer kamen 1956 nach Oberhausen. Sie hatten sich in ihrer Heimat – der italienischen Insel Sardinien – als Bergleute für die Zeche Concordia anwerben lassen und standen nun hilflos am Bahnhof. Die ersten Sarden wurden in einem Wohnheim am Kaisergarten oder in

der Mülheimer Kaserne untergebracht. Arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten war ihre Devise. Jeden Monat schickten sie Geld nach Hause.

Einige Jahre später baute die Concordia eine Zechensiedlung am Rolanddamm. Jetzt konnten die „Gastarbeiter“ – wie die ausländischen Mitbürger damals noch ohne

negativen Beigeschmack genannt wurden – ihre Familien aus Sardinien und vom italienischen Festland nach Oberhausen holen. Ein großer Teil der Italiener schloß sich der italienischen Mission an, die Sarden allerdings übertrugen die Autonomie-Bestrebungen ihrer

*In alten Tänzen üben sich gemeinsam sardische und deutsche Jugendliche.*



Heimat auch in das Gastland, nach Oberhausen.

Nach der Schließung der Zeche Concordia 1968 bekamen die sardischen Männer Arbeit bei Thyssen, Mannesmann oder der KWU. Sie sahen ihre Landsleute nicht mehr am Arbeitsplatz, und auch nachbarschaftliche Kontakte zwischen Frauen und Kindern wurden durch Umzüge in andere Werkwohnungen zerrissen. 1972 kam eine Gruppe Sarden auf die Idee, ein sardisches Zentrum zu gründen. Hauptzweck des Vereins sollte die Wahrung der Interessen der sardischen Emigranten in Oberhausen und Umgebung sein, außerdem sollten kulturelle, Freizeitliche und sportliche Aktivitäten unterstützt werden.

Ausschlaggebend für den Wunsch nach Gründung eines derartigen Vereins, war die Zusage der sardischen Regional-Regierung, Kulturzentren in aller Welt zu unterstützen. Aktivitäten, die die finanzielle Hilfe rechtfertigten, fehlten aber zu diesem Zeitpunkt in Oberhausen noch. So trafen sich die Familien weiterhin, wie andere ausländische Gruppen auch, im Treff 200 an der Mülheimer Straße.

Mit großer Unterstützung der Stadt gelang es den Sarden schließlich, die ehemalige Gaststätte in einem städtischen Haus, Mülheimer/Ecke Grenzstraße, anzumieten. Am 14. April 1980 gründete sich das „Centro Culturale Ricreativo Sardo 'Rinascita' di Oberhausen“ – das Sardische Kultur- und Freizeitzentrum „Rinascita“ – wo sich Sarden ohne Rücksicht auf ihre politischen, religiösen und sozialen Verhältnisse treffen.

Vor allem die jungen Leute, ein großer Teil der insgesamt 2284 Italiener (1. Juli 1983) sind bereits in Oberhausen geboren, lernen hier die Sitten und Gebräuche ihrer sardischen Heimat kennen. In der Folkloregruppe „Mare Nostrum“ studieren junge Italiener zusammen

mit deutschen Jugendlichen alte Tänze ein. Außerdem lernen die jüngsten Mitglieder des Vereins – 3- bis 6-jährige – dreimal pro Woche in Spielgruppen italienisch. Weitere Sprachkurse – vor allem Deutsch für Italiener – sind geplant. Einen guten Namen im Oberhausener Sport hat sich auch schon die sardische Fußballmannschaft FC Sargednia gemacht. Bald wird der Verein auch eine Jugendmannschaft kicken lassen.

Geld ist im Verein immer noch knapp, auch wenn inzwischen die Föderation der sardischen Vereine in Deutschland mit ihren insgesamt 15 Zentren Mittel aus Sardinien erhält – auch in Italien sind die Kassen leer. So werden in Oberhausen der Thekendienst, die Reinigung der Räume und das Kochen sardischer Spezialitäten bei besonderen Gelegenheiten in Eigenregie durchgeführt – jeder packt an.

Integrationsprobleme haben die Sarden nicht, ein großer Teil ist mit deutschen Frauen verheiratet, die auch regelmäßig das Zentrum besuchen. Für die „ersten Einwanderer“ ist Oberhausen zu einer zweiten Heimat geworden.

Während das sardische Kulturzentrum aus Eigeninitiative der ausländischen Arbeitnehmer heraus entstand, ist die slowenische Mission ein „Kind“ von Pfarrer Turk. Im

Mai 1957 entschlossen sich Hunderte von Jugoslawen – vor allem auch Slowenen – ihrem Heimatland den Rücken zu kehren und in der Fremde ihr Glück zu machen. Sie gingen über die „grüne Grenze“ nach Österreich und wurden dort erst einmal in Sammellager gesteckt. •

Unter den Emigranten war auch Josef Boben. Der 19jährige Slowene wollte eigentlich nach Frankreich. Seine Landsleute wählten Amerika, Kanada oder sogar Australien. Im Lager tauchten dann aber Werber auf und versprachen den jungen Männern Geld in Hülle und Fülle – im Bergbau an der Ruhr liege das Paradies. Zusammen mit einigen Kollegen kam Josef Boben nach Oberhausen. Schon bald war die Enttäuschung groß – 13 Mark Schichtlohn, das hatten sich die jungen Kumpel nicht vorgestellt. Auch die Unterbringung in einer Baracke am Forster Bruch, wo es immer Krach mit den italienischen „Gastarbeitern“ gab, gefiel ihnen nicht.

Josef Boben zog um und suchte zusammen mit seinen Freunden eine neue Arbeitsstelle. Sie wohnten im Kettelerhaus und arbeiteten bei Pur-Metall, wo sie im Akkord einen Traumlohn erreichten.

*Den 1. Mai feiern die Slowenen auch in ihrer neuen Heimat.*





*Vergilbte Fotos erinnern Josef Boben an die ersten Jahre in Oberhausen. Die Slowenen lebten in einer Baracke am Forsterbruch, wo es manchmal hoch her ging. Seinen ersten Lohn investierte Josef Boben in ein funkelneues Fahrrad.*

In dieser Zeit – 1958 – klingelte es eines Tages bei den Slowenen. Pfarrer Turk stand vor der Tür und lud die jungen Männer ein, an einer Messe in slowenischer Sprache im Josef-Hospital teilzunehmen. Froh, wieder einmal heimatliche Klänge hören zu können, strömten die Emigranten in die Kapelle. Die Messe wurde eine regelmäßige Einrichtung. Später feierte die kleine Mission auch ihre Feste – Karneval, den

der findet jeweils donnerstags in der Heideschule slowenischer Sprachunterricht statt.

Josef Boben arbeitete hart. Als die Bedingungen bei Pur-Metall nicht mehr seinen Vorstellungen entsprachen, wechselte er die Firma und erlernte auch immer wieder neue Berufe. Als „all-round-man“ hatte er nie Schwierigkeiten, eine Stellung zu finden.

Seinen Urlaub verbrachte er immer in der Heimat. Hier lernte der junge Mann auch seine Frau Anica kennen. Als sie 18 Jahre alt und damit volljährig wurde, reiste sie zusammen mit ihrem frisch angetrauten Mann nach Oberhausen. Hier wurden auch die drei Kinder Rolf (14), Petra (11) und Alexandra geboren. Obwohl die junge Frau kein Deutsch sprach, bekam sie schnell mit den Nachbarn Kontakt. Die Familie schloß Freundschaften mit Deutschen, und schon bald waren alle Schwierigkeiten überwunden.

Vor zwei Jahren kaufte Josef Boben in Bottrop eine Eigentumswohnung. Auch hier schlossen die Slowenen sofort Kontakt. Trotzdem sind die Verbindungen zu Oberhausen nicht abgerissen. Die Nachbarn von der Ulmenstraße in Lirich kommen noch häufig zu Besuch, und die Familie ist bei jedem Treffen der Mission dabei.

Eigentlich wäre Josef Boben schon Deutscher. Sein Antrag auf Einbürgerung war schon fast fertig, als er erfuhr, daß die Jugoslawen dann sein Fertighaus in Slowenien enteignen würden. Er zog den Antrag zurück.

Die weitaus größte Gruppe unter den ausländischen Mitbürgern stellen die Türken. 9.019 lebten am 1. Juli 1983 in Oberhausen, darunter der größte Teil unter 25 Jahren. Ali Kahraman, ein 29jähriger türkischer Lehrer, hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, seinen jugendlichen Landsleuten bei der Bewältigung ihrer Probleme zu helfen. Der

1. Mai und das Winzerfest – zusammen. Immer wieder mußte der Pfarrer mit seiner Gruppe umziehen, die Säle wurden zu klein. Stationen waren die Kirche in Rothebusch, eine Wirtschaft in Buschhausen, der Sterkrader Kaiserhof, Wischermann im Loch und der Revierpark Vonderort. Erst vor wenigen Jahren machte es die Privatinitiative von Josef Boben möglich, daß sich die Slowenen jetzt regelmäßig im Evgl. Gemeindehaus an der Nohlstraße treffen können. Einmal im Monat kommen hier alle interessierten Slowenen zusammen. Der neue Pfarrer Puclj organisiert seit einiger Zeit Vorträge, die gut angenommen werden. Bei vielen Gelegenheiten führen die Frauen ihre Kochkünste vor. Für die jüngsten Gemeindemitglie-

Pädagoge, der selbst aus einem kleinen Dorf in der Türkei stammt und dort bereits während seines Studiums versuchte, Jugendarbeit zu machen, kam 1980 in die Bundesrepublik – nach Duisburg. Eigentlich wollte er hier studieren und Kontakte zu Deutschen aufbauen, um die Mentalität und die Traditionen kennenzulernen. Anfängliche Schwierigkeiten versuchte der junge Mann, durch Intensivkurse auszuräumen. Schon bald trat eine Mitarbeiterin der Caritas an ihn heran und bot ihm an, in Hochfeld an einem Projekt für Türken mitzuarbeiten.

Ali Kahraman interessierte vor allem die Arbeit mit den türkischen Jugendlichen. Das Projekt geriet jedoch in Schwierigkeiten – kein Geld. Der türkische Lehrer hatte sich schon für die Rückkehr in die Türkei gerüstet, als Renate Weckwerth, die Leiterin der Oberhausener Regionalen Arbeitsstelle für ausländische Kinder und Jugendliche, ihm anbot, in der GOT Falkentreff, Kurt-Schumacher-Haus, am Tackenberg – einem Stadtteil mit einem außergewöhnlich hohen Ausländeranteil – zu arbeiten.

Ali Kahraman zog im Januar 1982

nach Oberhausen. Er stürzte sich in die Arbeit. Probleme in Hülle und Fülle kamen auf ihn zu. Die deutschen Jugendlichen akzeptierten den türkischen Lehrer nicht und bedrohten ihn sogar. Zusammen mit dem deutschen hauptamtlichen Mitarbeiter erreichte es Ali Kahraman, daß die GOT neu organisiert wurde. Der Heimrat, dem lediglich ein türkischer Jugendlicher angehört hatte, wurde aufgelöst und der Alkohol kategorisch verboten. Heute bestimmen sich alle Gruppen, die Teestube, die Disco u. a. selbst. Wer im Haus mitarbeiten will, kann auch alle Vorteile der Ganz Offenen Tür in Anspruch nehmen. Auch die Nachbarn haben den Wandel in der GOT bemerkt; es gibt weniger Beschwerden.

Immer wieder führte Ali Kahraman persönliche Gespräche mit türkischen Jugendlichen. Es stellte sich bald heraus, daß der größte Teil ohne jede Perspektive ist. Sie wollen schnell Geld verdienen und in die Türkei zurückkehren – in ein Land, das ihnen nach einem jahrelangen Deutschlandaufenthalt völlig fremd ist, dessen politischen und

*Das türkische Brautpaar hat 400 Gäste in die Luise-Albertz-Halle eingeladen.*



wirtschaftlichen Verhältnisse sie nicht kennen und in dem sie als „Deutsch-Türken“ beschimpft werden.

Es gibt aber auch Jugendliche – vor allem Mädchen, die hier die Möglichkeit hätten, einen qualifizierten Schulabschluß zu machen und sogar zu studieren. In diesen Fällen machen oft die Eltern den Plänen ein Ende und schicken die Jugendlichen von sich aus in die Türkei zurück.

Ali Kahraman führt das Verhalten der Eltern auf Unsicherheit zurück. Die meisten Türken sind nach Oberhausen gekommen, um schnell viel Geld zu verdienen und sich dann in der Türkei eine Existenz aufzubauen. Sie fürchten, daß ihren Kindern die islamische Kultur fremd wird. Heute wissen sie auch, daß nur fünf Prozent der Existenzneugründungen in der Türkei überleben und daß dazu sehr viel Kapital nötig ist.

Besonders kritisch ist nach Ansicht des jungen Lehrers die Situation der türkischen Frauen. Sie haben nie das Interesse aufgebracht oder die Notwendigkeit gesehen, deutsch zu lernen, und sehen nur ihre vier Wände. Kommt der Mann abends nach Hause, ist er müde. Es bleibt nur das Fernsehen, das sie nicht verstehen. Immer wieder müssen am Tackenberg Türkinnen mit Depressionen behandelt werden.

Als Ali Kahraman sicher war, daß er in Oberhausen bleiben würde, holte er seine junge Frau Hatice (26) und die beiden Kinder Sakine (6) und Risza (5) in die Wohnung an der Flöz-Röttgersbank-Straße. Sakine besucht jetzt die erste Klasse und die Kleine den Kindergarten. Für Hatice ist der Anfang schwer. In der Türkei lebte sie zwar ohne ihren Mann, aber im Familienverband. Jetzt muß sie Deutsch lernen, um Kontakt zu bekommen. Etwas Abwechslung hat die junge Mutter durch Bastelgruppen in der GOT.



In Schutt und Asche lag Oberhausen, als keine Sirenen und Luftminen mehr heulten. Aber es war schnell vorbei mit der Toten-Starre. Die Menschen strömten zurück – aus Evakuierung und Gefangenschaft. Und sie kamen aus dem Osten – als Vertriebene. Ende Juni 1946 hatte Oberhausen schon wieder 174.600 Einwohner, die meist noch in provisorisch hergerichteten Wohnungen hausten. Rasant ging es dann aufwärts. Das Wirtschaftswunder begann.

Aus den rund 39.000 Wohnungen 1945 wurden bis 1968 wieder 84.000, die ein Obdach für jetzt schon 255.000 Menschen boten.

# EINE STADT ÄNDERT IHR GESICHT

*von Claus Gercke*

*City-West: hier begann Anfang der 70er Jahre die Stadterneuerung.*

Rund 1.000 Klassenräume wurden für die Schulen geschaffen und 536 Alten-Heimplätze in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung und im Louise-Schroeder-Heim. 54 Kilometer Straßen waren gebaut, 225 Kilometer Abwasserkanal. In Walsumermark und Königshardt wurden große Gebiete erschlossen, um für noch mehr Oberhausener Wohnraum bieten zu können. Die Stadthalle stand als neuer kultureller Mittelpunkt, und das Autobahnkreuz gab der Stadt als Verkehrs-Knotenpunkt eine ganz erhebliche Bedeutung.

Doch dann kam das Schicksals-Jahr 1968. Bei Kohle und Stahl zeichnete sich eine Struktur-Krise ab. Die Zeche Concordia mußte ebenso geschlossen werden wie das Thomas-Stahlwerk der damaligen HOAG, die jetzt als TNO wieder traurige Schlagzeilen macht. Jetzt galt es nicht mehr, sich auf noch mehr Wachstum einzustellen, jetzt mußten Rat und Verwaltung gegensteuern, um dem Prozeß des sich anbahnenden Schrumpfens gewachsen zu sein.

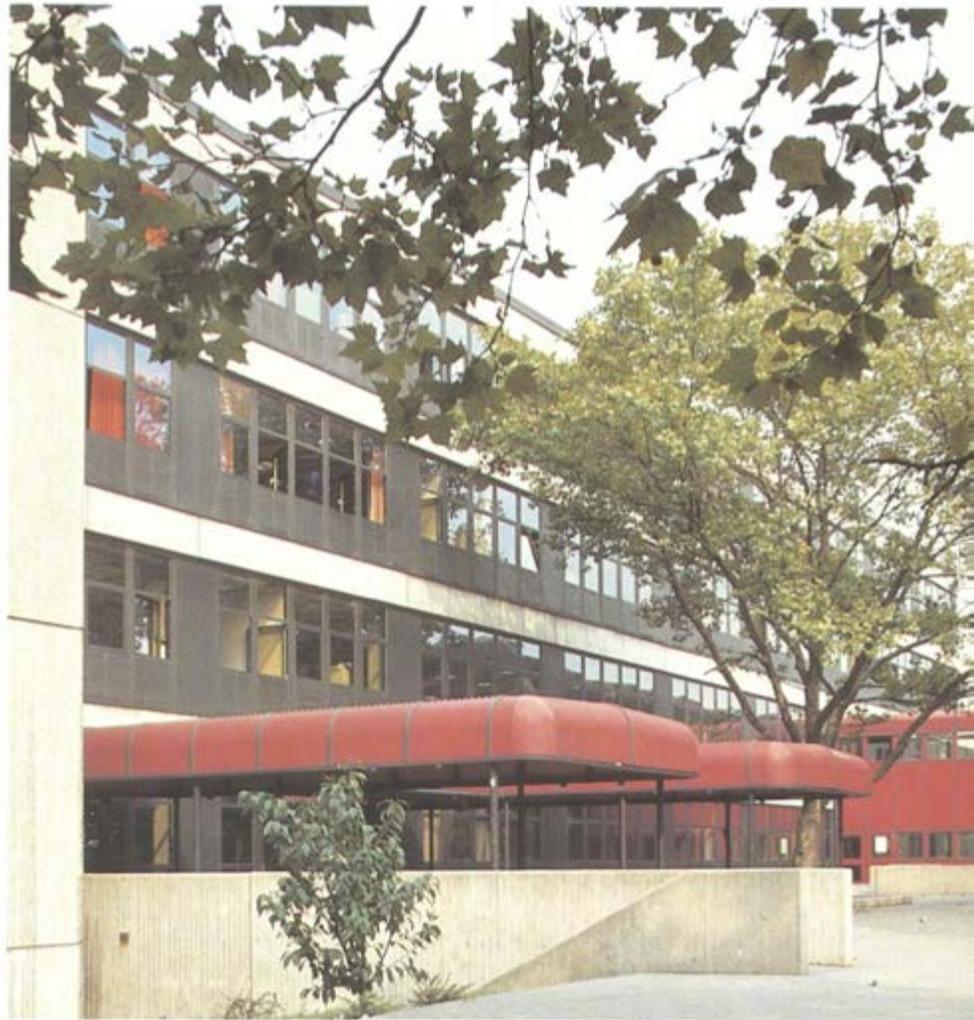
Neue Arbeitsplätze waren jetzt wichtiger als neue Wohnungen. Und diese neuen Arbeitsplätze sollten zudem die bislang so verheerende, weil einseitige Struktur unserer Wirtschaft verbessern. Mittelständische Unternehmen mußten angeworben werden. In Buschhausen und Weierheide wurden erste Gewerbegebiete erschlossen. Bald boten sich weitere Flächen da an, wo sterbende Montan-Industrie Branchen hinterlassen hatte.

Parallel dazu mußten die neuen Erfordernisse des Arbeitsmarktes berücksichtigt werden, und die Ansprüche des Bürgers an Wohnen hatten sich auch gewandelt.

### **Erhaltung und Verbesserung des Lebensraumes „Oberhausen“**

Bemerkenswert ist für die vergangenen 15 Jahre, daß sich im Bewußtsein der Bürger ein Wandel in den Wertvorstellungen vollzogen hat. Mag auch die technische Wiederaufbauleistung als gelungen zu bezeichnen sein, einiges davon empfanden die Menschen nicht mehr im Einklang mit einem ausgeglichenen Verhältnis zur Natur. „Unwirtlich“ waren die Städte für sie geworden.

So waren die 70er Jahre auch in Oberhausen gekennzeichnet von einem Bemühen um Verbesserung der Lebensverhältnisse für die Bewohner unter besonderer Berücksichtigung eines Erhalts der vorhan-



den Landschaft und eines Umweltschutzes im weitesten Sinne.

Charakteristische Arbeitersiedlungen wie z. B. Eisenheim, Birkenhof, Hahnenviertel und in jüngster Zeit Lirich-Nord wurden und werden modernisiert. Der Lärmschutz an den Hauptstraßen, die Beseitigung von Verkehrsengpässen, Verkehrsberuhigung in Wohnstraßen und der Bau von Radwegen gewannen Vorrang vor dem Straßenneubau. Die Pflege von Biotopen der Tier- und Pflanzenwelt erhielt neben dem Ausbau von Erholungsflächen einen besonderen Stellenwert.

Oberhausen ist auf dem Wege, Lebensqualität zurückzugewinnen.

*Die erste Oberhausener Gesamtschule entstand 1975 in Osterfeld.*

### **15 Jahre Dienstleistungen der Stadt im Hoch- und Tiefbau**

Für den Bau öffentlicher Gebäude wurden ca. 257 Millionen DM ausgegeben: unter anderem für 600 neue Unterrichtsräume in Schulen, 9 Kindergärten, 2 Hallenbäder, 4 Turnhallen, 14 Zweifach- und 6 Dreifach-Sporthallen. Viele Einrichtungen wurden erweitert, so auch die 2 städtischen Altersheime mit insgesamt 331 neuen Heimplätzen.

Der Bau der Gesamtschule Osterfeld, der Hans-Sachs-Berufsschule



*Hans-Sachs-Berufsschule, in der 2.800 Schüler auf ihren Beruf vorbereitet werden.*

und der Hauptfeuerwache verdienen besondere Erwähnung. Das ehemalige Ruhrwachthaus wird demnächst Domizil der Volkshochschule, Stadtbücherei und des Einwohnermeldeamts; die Gesamtschule Sterkrade-Nord befindet sich im Bau.

Besondere Leistungen waren nötig im Ausbau des Straßennetzes; hatte doch die Zahl der Kraftfahrzeuge mit 90.000 in 1982 sich seit 1968 nahezu verdoppelt und das bei einer Bevölkerung, die von 255.000 auf 230.000 abgenommen hatte. In dieser Zeit wurden von der Stadt 156 Mio. DM für den Straßenbau aufgewendet. Damit konnten in Oberhausen 70 km Straßen neu- bzw. ausgebaut werden; so allein 40 Straßen von insgesamt 15 km Länge in Sterkrade-Nord.

Die langgestreckte Form der Stadt machte insbesondere gute Nord-Süd-Verbindungen erforderlich. Hier sind zu nennen als Mittelachse in Verlängerung der Holland-Autobahn die A 560 und die Mülheimer Straße (B 223) – damit wurde der Engpaß an der Emschertalbahn be-

seitigt –, als wesentliche Verbindung die Buschhausener und die Bebelstraße sowie im Osten Höhenweg, Hartmann- und Fernewaldstraße mit Anschluß an die jetzt sechsspurige A 2 und die Einmündung der Osterfelder in die Bottroper Straße. Die umgebaute Teutoburger Straße und die Essener Straße (B 430) sowie die im Bau befindliche Unterführung der Schmachtendorfer Straße am Bahnhof Holten sichern zusammen mit dem neuen 8 km langen Emscherschnellweg (A 42) einen reibungslosen Ost-West-Verkehr. Mit Hilfe des Landes konnten im Rahmen der Frostschäden-Beseitigung in den vergangenen Jahren auch Duisburger, Mellinghofer, Kirchhellener Straße, Postweg und Weierstraße, Grenz-, Lothringer und Nohlstraße grund-erneuert werden.

Ein funktionsfähiges System von der Hausentwässerung über Hauptkanäle, Vorfluter und Emscher bis zu den vor einigen Jahren errichteten Kläranlage Emschermündung ist ein wichtiger Beitrag zur Stadt-hygiene.

Die Kanalisationsanlagen müssen nach wie vor erweitert, erneuert



*Ehemaliges Ruhrwachthaus: demnächst Domizil u. a. der VHS und der Stadtbücherei*

und saniert werden. Ausgelöst wurde das durch starke Bau- und Siedlungs-Tätigkeit in den Außengebieten, durch Bergschäden und als Folge dichter Bebauung durch größeren Wasserabfluß. Das Kanalnetz wurde um 75 km erweitert, 21 km wurden erneuert; dafür wurden rund 110 Mio. DM aufgewendet.

Konzentriert sich der Neubau im wesentlichen auf Sterkrade-Nord, so mußten in Osterfeld, Sterkrade-Mitte, Buschhausen, Alt-Oberhausen, Alstaden und Styrum umfangreiche Bergschäden an Vorflutern und Kanälen saniert werden.

Regenrückhaltebecken in City-West, am Fröbelplatz und an der Marktstraße – hier verbunden mit einem Parkhaus – und ein Regenrückhaltekanal in Klosterhardt sorgen für einen reibungslosen Abfluß auch bei starken Regenfällen.

Oberhausen ist zwar zu 99% kanalisiert, dennoch müssen auch in Zukunft wegen der Bergschäden und der Überalterung erhebliche Mittel aufgewendet werden. Besonders erkennbar wird das Bemühen von Rat und Verwaltung um einen



*Drei der vielen Erholungsgebiete in unserem Stadtgebiet:*

- Der Ruhrpark in Alstaden
- Der Volkspark in Sterkrade
- Der Revierpark Vonderort

verstärkten Umweltschutz und einen verbesserten Freizeitwert bei der Erhaltung, Pflege und dem Ausbau der öffentlichen Grünanlagen. In allen Stadtteilen wurden nahezu alle größeren städtischen Freiflächen sinnvoll genutzt, die vorhandenen Anlagen ausgebaut. So die Aufforstungen im Sterkrader Wald, der Ausbau des Antonyparks mit dem Grünzug Elpenbach, das Alsbachtal mit dem Freibad, Revierpark Vonderort und Volksgarten Osterfeld, der Kaisergarten mit dem Tiergehege und die Knappenhalde, die Kleingartenanlagen Westmark-

straße, Bauerfeld und Koppenburgs Mühlenbach mit dem angrenzenden Feuchtbiotop. 1.300 Kleingärtner verfügen heute über 52 ha Gartenfläche und sind in 32 Vereinen organisiert. Die Zahl der Kinderspielplätze erhöhte sich von 86 auf 102.

Das Stadion Niederrhein ist mit der neuen Kunststofflaufbahn für Wettkämpfe besser geeignet. Nach der Bezirkssportanlage Alsfeld entsteht zur Zeit auch eine in Königshardt.

West- und Nordfriedhof wurden weiter ausgebaut, der Landwehr-

friedhof wird zur Zeit erweitert, mit dem Ausbau des Kommunalfriedhofs Osterfeld wird in Kürze begonnen.

Stadtdurchgrünung im Rahmen einer umfassenden Wohnumfeldverbesserung erlangt zunehmend Bedeutung. Straßenbäume wurden an der Mülheimer, Teutoburger, Marktstraße gepflanzt, City-West und City-Ost begrünt, Friedensplatz, Königshütter und Uhland-Park neu gestaltet. Lirich und Osterfeld-Mitte stellen künftige Schwerpunkte dar.

Das Städtebauförderungsgesetz ermöglichte es, städtebauliche Mißstände durch finanzielle Hilfe von Bund und Land zu beheben. Erste Maßnahme war die Sanierung des Geländes von Zeche Concordia – Schacht II/III, wo inzwischen 564 Wohnungen, das Berufs-Förderungs-Werk mit 600 Internatsplätzen, die Gewerbliche Berufsschule, ein katholisches Gemeindezentrum



und das BERO-Center entstanden sind. Es folgten weitere 9 Sanierungsgebiete wie City-Ost I und II mit 322 neuen Wohnungen, Eisenheim mit 129 modernisierten Wohnungen, Alstaden I und II mit 120 Familieneigenheimen, die in Selbsthilfe errichtet werden, Lirich-Nord mit 321 Wohnungen, deren Modernisierung zur Zeit fortgesetzt wird, und Südmarkt I und II mit 92 Sozialwohnungen.

Im Sanierungsgebiet II City-West entsteht in den ehemaligen Hallen der Zinkfabrik Altenberg ein Bürgerzentrum und werden die Wohnhäuser an der Gustavstraße für einen mittelfristigen Erhalt instandgesetzt.

Die Leistungen im Hoch- und Tiefbau, im Ausbau der Grünflächen und in den Sanierungsgebieten haben das Gesicht der Stadt wesentlich verändert. Die Stadt ist ausgestattet mit nahezu allen für die öffentliche Daseinsvorsorge erforderlichen technischen Einrichtungen. Diese zu erhalten und zu pflegen, ist die Aufgabe der Zukunft.

*Teilansicht der City-Ost, ehemals Sitz der Grillo-Werke*

*City-Forum in der Marktstraße*

*Kindergarten in der City-West*



# ENERGIE PIONIER EVO



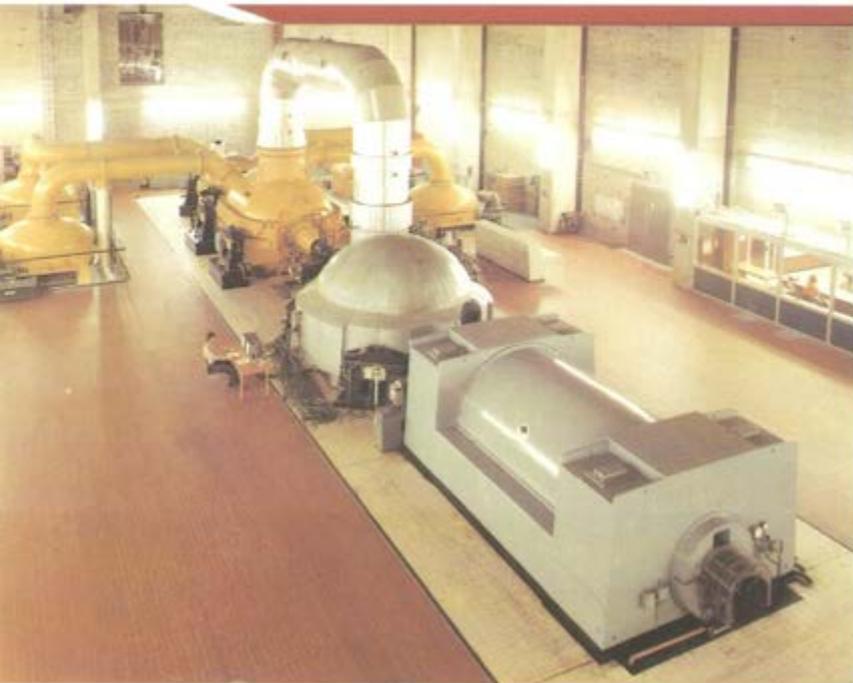
*von Dr. Gerhard Deuster*

Wenn es um Energie geht, um ihre Erzeugung und Verteilung, ist Oberhausen immer schon so etwas wie ein Pionier gewesen. Das war 1955 nicht anders, als mit der Planung für eine integrierte und gekoppelte Strom- und Fernwärme-Versorgung begonnen wurde. Die im Grunde typische Ruhrgebietsstadt mit ihren damals rund 260.000 Einwohnern hat dabei ja ihre besonderen Probleme, weil sie kein einheitliches Zentrum besitzt, im wesentli-

chen aus drei Stadtteilen besteht, die durch einen breiten Industrie-Gürtel voneinander getrennt sind. Nur schrittweise war das zu realisieren, und noch ist es ja auch nicht vollendet. Begonnen wurde mit Überlegungen für ein Heizkraftwerk zur Strom- und Fernwärme-Versorgung von Alt-Oberhausen.

Vergleiche verschiedener Turbinentypen hatten damals ergeben, daß eine geschlossene Gasturbine mit dem gerade neu entwickelten

*Titelbild: Heizkraftwerk Sterkrade  
unten: Maschinenhaus  
rechts: Müll-Heizkraftwerk Lirich*



kohlestaubgefeuerten Lufterhitzer die wirtschaftlichste Lösung darstellen würde. Ausschlaggebend war auf der einen Seite das breite einsetzbare Brennstoffband von Kohle, Öl und Gas, auf der anderen Seite die hohe Temperatur der anfallenden Abwärme, die ohne wesentliche Einbuße an elektrischer Leistung für die Fernwärme genutzt werden kann.

Dies ist ein wesentlicher Vorteil gegenüber den Dampfkraftwerken, weil Wärme dort nur durch Einbuße von elektrischer Leistung gewonnen werden kann. Die Abwärme aus den reinen Kondensationskraftwerken, die in Kühltürmen oder in Flüsse abgeführt werden muß, ist wegen ihrer nur ca. 30° C für eine Fernwärmeversorgung nicht nutzbar.

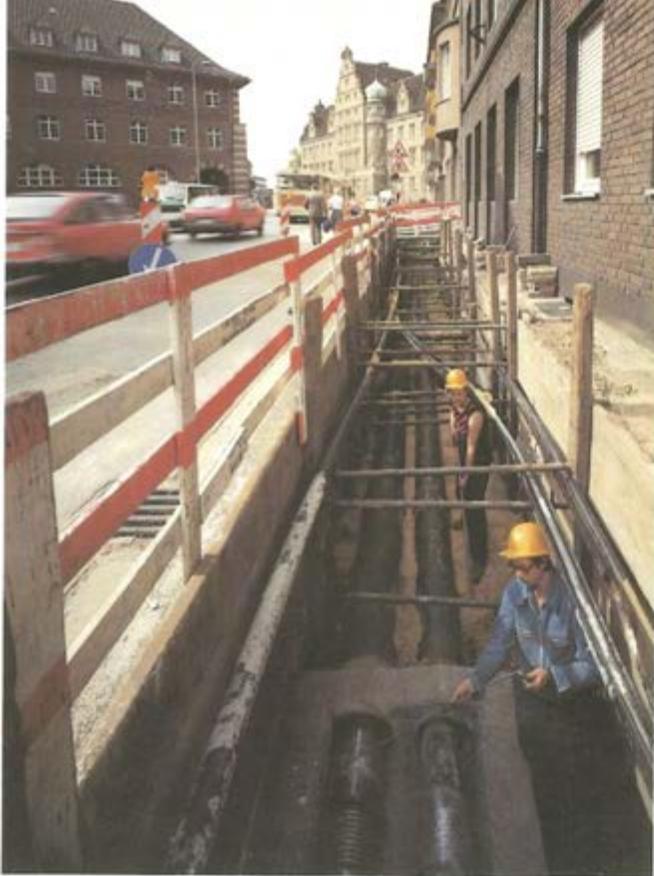
Die damals größte kohlestaubgefeuerte geschlossene Gasturbinenanlage wurde nach knapp dreijähriger Bauzeit in Betrieb genommen,

parallel dazu das städtische Fernwärmenetz aufgebaut. Die Leitungen, die Hausstationen und das Tarifsysteem wurden auf die Besonderheiten der echten Abwärmenutzung aus geschlossenen Gasturbinen abgestellt. Hier wird das Wasser mit einer konstanten für Heizzwecke geeigneten hohen Temperatur in die Haushalte geschickt, dort möglichst stark abgekühlt und so optimal ausgenutzt. Damit erhöht sich die Übertragungskapazität des Netzes, oder umgekehrt kann man das heiße Wasser mit kleineren Rohrquerschnitten transportieren. Auch bei der Abrechnung ist man in Oberhausen neue Wege gegangen und hat anstelle der Wärmezählung die wesentlich kostengünstigere Warmwasserzählung gewählt.

Trotz der damals verhältnismäßig niedrigeren Ölpreise hat sich der Fernwärmeabsatz in den ersten Jahren so stark entwickelt, daß in der Übergangszeit für die Wärmever-

sorgung bereits 1969 eine Gegendruckturbine in Betrieb genommen wurde. Ein weiterer wesentlicher Bestandteil der Wärmeerzeugungsanlagen ist inzwischen das 1972 in Betrieb gegangene Müll-Heizkraftwerk.

Wie in allen Großstädten war auch in Oberhausen das Problem der Müllentsorgung akut. Die Energieversorgung Oberhausen AG (EVO) hatte sich schon sehr früh mit diesen Fragen eingehend befaßt und für den 1968 gegründeten Zweckverband Niederrhein eine Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage geplant. Es hat ein Einzugsgebiet von über 1 Mio. Einwohner. Ein vor der Stilllegung stehendes Zechenkraftwerk wurde von der EVO im Auftrage des Zweckverbandes in ein Müll-Heizkraftwerk umgebaut. Das inzwischen durchaus wirtschaftlich betriebene Müllheizkraftwerk hat im Jahre 1982 rund 335.000 t Müll verbrannt und



links: Verlegung einer Fernwärmeleitung in der Innenstadt

unten: EVO-Zentrale



daraus 62 Mio. kWh Strom erzeugt sowie 141.000 t Dampf für Fernheizung eingesetzt. Durch diese Verbindung von hoheitlichen Aufgaben der Entsorgung und der Energieversorgung ist es möglich geworden, die im Müll enthaltene Energie nutzbar zu machen.

Ein weiterer Bestandteil der Fernwärmeversorgung in Oberhausen bildet das Heliumturbinen-Heizkraftwerk in Sterkrade. 1972 wurde in diesem Stadtteil mit dem Aufbau eines Fernwärmenetzes begonnen. Gleichzeitig fiel der Baubeschluß zu einem Heizkraftwerk auf der Basis einer Heliumturbinenanlage. Anstelle von Dampf wird Helium auf 750° C mit einheimischem Kokereigas erhitzt. Dieses heiße Helium wird zum Antrieb einer Turbine benutzt und die anfallende Abwärme über Wärmetauscher in das Heizwassernetz der Fernwärmeversorgung geleitet.

Auch in Sterkrade ist eine starke

Fernwärme-Absatzentwicklung zu verzeichnen. Man kann somit festhalten, daß die Fernwärmeversorgung in Oberhausen auf einer breiten Erzeugungspalette basiert: von der konventionellen Gegen-Druck-Dampfturbine und Entnahme-Kondensationsturbine im Müll-Heizkraftwerk über moderne geschlossene Gasturbinen auf Heißluft- und Helium-Turbinenbasis.

Die Nutzung von industrieller Abwärme in dieser Region ist in der Realisierungsphase.

Die EVO hat drei Sparten – Strom, Gas und Fernwärme – als Querverbund-Unternehmen anzubieten. Es ist volkswirtschaftlich und im Interesse der Wärmekunden aber nicht zu vertreten, für die Wärmeversorgung Fernwärme und Gas parallel anzubieten. Dazu bedarf es eines abgestimmten integrierten Energieversorgungs-Konzeptes. Die Planung und Investitionspolitik der EVO hat sich seit Aufbau der Fern-

wärmeversorgung nach einer optimalen Gesamtwärmeversorgung ausgerichtet.

Die Fernwärme ist zweifellos von der Ausnutzung des Brennstoffes in Verbindung mit der Heizkraftkoppelung, also mit der kombinierten Strom- und Wärmeerzeugung, die beste Lösung. Sie hat jedoch ihre Grenzen von der Wärmedichte her, da die Verteilungssysteme relativ teuer sind. Die Fernheizung sollte sich daher auf Gebiete mit großer Wärmedichte beschränken. Nach diesem Grundsatz wurde von Anfang an ein integriertes Versorgungskonzept für diese Region aufgebaut, so daß ein sinnvolles und wirtschaftliches Miteinander der drei Energiesparten Strom, Gas und Fernwärme gewährleistet ist.

In Oberhausen hat die Fernwärme einen Marktanteil an Heizung und Gebrauchs-Warmwasser von rd. 22% und liegt damit deutlich über dem Bundesdurchschnitt von 7%.



# Brief aus Middlesbrough

Lieber Hajo!

Der „InterCity 125“ verläßt gerade King's Cross, London. Es hat schon eine Weile gedauert, ehe Ruth, Christian und ich unsere dreißig Oberhausener Mädchen und Jungen mit all ihrem Gepäck in den Zug verfrachtet hatten. In weniger als drei Stunden werden wir 250 Meilen weiter nördlich sein, in Darlington, wo uns unsere englischen Freunde aus der Patenstadt erwarten. Mit einer Höchstgeschwindigkeit von 125 Meilen pro Stunde – daher der Name – ist dieser InterCity einer der schnellsten Züge Großbritanniens. Phantastisch, wie er schnurgerade nach Norden zieht, zunächst noch durch Londons Vororte. Tunnels, schmutzige Hinterhöfe, Werkshallen, hohe Kamine, Reklameflächen an Häusern bieten zunächst noch ein recht trostloses Bild. Dann allerdings ergibt sich ein scharfer Kontrast: eine überwiegend bäuerlich genutzte Landschaft, in der das saftige Grün der Wiesen mit dem Goldgelb des reifenden Kornes wechselt, dazwischen einzelne Laubbäume, vereinzelt Baumgruppen, Hecken, Zäune, Höfe, weidendes Vieh. Eine Landschaft, die wie ein riesiger gepflegter Park anmutet. Unvorstellbar, daß

sich unser Bus eben noch durch Londons überfüllte Straßen wühlen mußte. Unvorstellbar, daß wir gestern noch zwischen hupenden Taxis und roten Doppeldeckerbussen hindurch unter Einsatz unseres Lebens die Oxford Street überquerten, eine Straße, die für den Individualverkehr gesperrt ist.

Wie schnell sind die Tage in London vergangen. Erst am Dienstag, den 19. Juli, kamen wir in Heathrow an, nach einem etwas turbulenten Flug. Fliegen könnte nicht mein Hobby werden. Als mich beim Verlassen der Maschine die Stewardess

mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen!“ verabschiedete, fiel mir eine Englischlektion ein, in der sich ein älterer Herr bei der Stewardess für die zwei Flüge bedankt. „Wieso zwei?“ fragte sie, und der ältere Herr antwortete: „Das war mein erster und mein letzter Flug.“ So ähnlich war mir zumute.

Aber all das war schon wieder vergessen, als wir uns nachmittags durch die Menschenmassen in „Harrods“, dem größten Kaufhaus Europas, unseren Weg bahnen mußten. Schlußverkauf! Wie „Tante-Emma-Läden“ erscheinen unsere heimischen Kaufhäuser, mißt man sie an diesem riesigen Komplex oder etwa an Selfridges, einem anderen Mammut-Kaufhaus auf der Oxford Street. Einen ganzen Tag könnte man in diesen Warenhäusern verbringen und hätte immer noch nicht alles gesehen.

Wir wollten uns nach einiger Zeit in einem Restaurant auf einer der oberen Etagen mit einem Getränk erfrischen. Besetzt! Eine Kordel versperrte uns den Zutritt. Eine lange Schlange von Leuten – einige mit Tragetaschen an der Hand – stand davor und wartete gelassen auf den nächsten freien Platz. Keiner drängte, keiner schien böse, alle standen





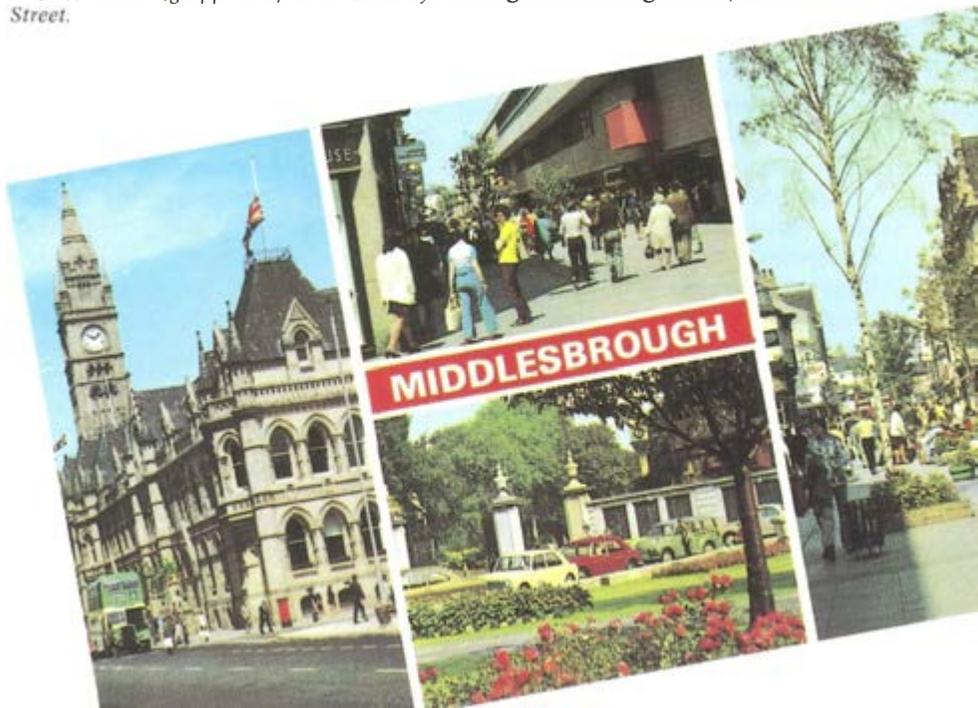
sie da, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, daß man sich für einen freien Stuhl in einem Restaurant ans Ende einer langen Schlange stellt und womöglich eine halbe Stunde wartet. Ich blieb einen Moment stehen. Ich bewunderte diese Engländer, ihre Disziplin, ihre freundliche Gelassenheit. Mein Gott, wie sähe das bei uns aus! Wer schon einmal auf einem überfüllten Bahnsteig in Deutschland auf einen Zug wartete, dem brauche ich erst gar nicht zu schildern, was sich abspielt, wenn sich die Abteiltüren öffnen. Wie oft habe ich das schon miterlebt. Ich denke auch den Pub, in dem ich vor zwei Tagen war. Da standen sie alle dichtgedrängt um die Theke herum, lustig und laut plaudernd, in ihren Händen „a pint of lager“ oder „a pint of bitter“, der einzige halbwegs kühle Gegenstand in dieser stickigen Treibhausluft. Die Männer hinter der Theke schufteten: räumten ab, zapften, schenk-

*Die Oberhausener Jungen und Mädchen auf den Stufen vor der St. Paul's Cathedral.*

*Offizier bei der Inspektion der Königlichen Garde vor dem Wachwechsel am Buckingham Palace.*

*Exotische Tanzgruppe auf der Carneby Street.*

ten ein, kassierten, spülten. Dem jungen Mann, der die Gläser abtrocknete, stand Schweiß auf der Stirn. Hin und wieder tropfte eine Schweißperle auf ein Glas. Wen störte es! Vielleicht wurden die Gläser daher so blank? Dann allerdings freute ich mich, daß mein Durst gestillt war, denn der bullige lange Gläserpolierer fuhr sich mit dem Trockentuch über die Stirn und beseitigte auf so einfache Weise sein Schweißproblem. Ohne das Tuch zu wechseln, griff er das nächste Glas und versuchte, es auf Hochglanz zu bringen. Ich wandte mich ab. Ich begann nämlich darüber nachzudenken, woher die griesgraue Farbe des Trockentuches rührte, und die Antwort darauf hätte mich vielleicht bewogen, meinen nächsten Pubbesuch zumindest hinauszuzögern. Ein einmaliges Erlebnis! Ganz und gar nicht typisch! Wer schon einmal in einem englischen Pub war, sucht die Atmosphäre immer wieder, in Deutschland meist vergeblich. Besonders eindrucksvoll ist immer wieder der Moment, wenn der Ruf „Last orders, please“ („Die letzten Bestellungen, bitte“) erschallt. Massen eilen zur Theke, um noch einen Krug Bier zu ergattern, manche be-



stellen noch zwei. Zehn Minuten für nahezu ein Liter Bier! In jeder Hand einen Krug! Sturztrunk! Nach zehn Minuten werden alle Gäste zum Verlassen des Lokals aufgefordert. Knallhart ist der Wirt, er kennt kein Pardon, denn die polizeilichen Bestimmungen sind streng, und wer möchte schon seine Lizenz verlieren?

Jetzt hier im Zuge habe ich erst richtig Zeit, die erlebnisreichen Tage in London zu überdenken. Wie phantastisch war nicht das Laser-Licht-Konzert im Planetarium: Laser-Rock 2. „2.000 Watt an Sound aus zwölf Hochleistungslautsprechern und der fortschrittlichste Kryptongaslaser wirken zu einer atemberaubenden Folge vielfarbiger, pulsierender Bilder zusammen“ schreibt der Prospekt. „The Police“, „Pink Floyd“, „Genesis“: die Musik dieser Gruppen wird in Licht-Strahlen umgesetzt und auf die riesige Kuppel des Planetariums projiziert. Es gab keinen, der nicht begeistert war, als er nach einer Stunde den Saal verließ.

Eindrucksvoll war auch der Theaterbesuch. Wer hat nicht schon einmal vom Besuch einer Theatervorstellung in einer Weltstadt geträumt? Gruppen vor uns sahen „Hair“, „Jesus Christ Superstar“, „My Fair Lady“. Wir gingen geschlossen in das Musical „Song and Dance“ im Palace Theatre auf der Shaftesbury Avenue.

Aufregend war auch der Besuch des Museums „The London Dungeon“ auf der Tooley Street. Unglaublich, was in britischer Vergangenheit Gehirne ausbrüteten, um Menschen zu quälen. Wer die szenischen Darstellungen äußerster Brutalität in diesen feuchten, muffigen Gewölben gesehen hat, wird sie so schnell nicht vergessen. Einige Gesichter waren noch bleich, als sie im gepflegten Selbstbedienungsrestaurant des Forum-Hotels ihr wohlverdientes Mahl einnahmen.

Wir nähern uns Darlington. Zwei Minuten Aufenthalt, und 33 Personen mit mindestens je zwei Gepäckstücken müssen den Zug verlassen haben! Ob wir das schaffen? Die vorletzte Gruppe benötigte eineinhalb Minuten, ermunterte ich. Das wird Ansporn sein! Und dann geht's mit dem Bus nach Cleveland, unserem eigentlichen Ziel, unserer Patenstadt.

„In Oberhausener Tageszeitungen findet man immer den Begriff



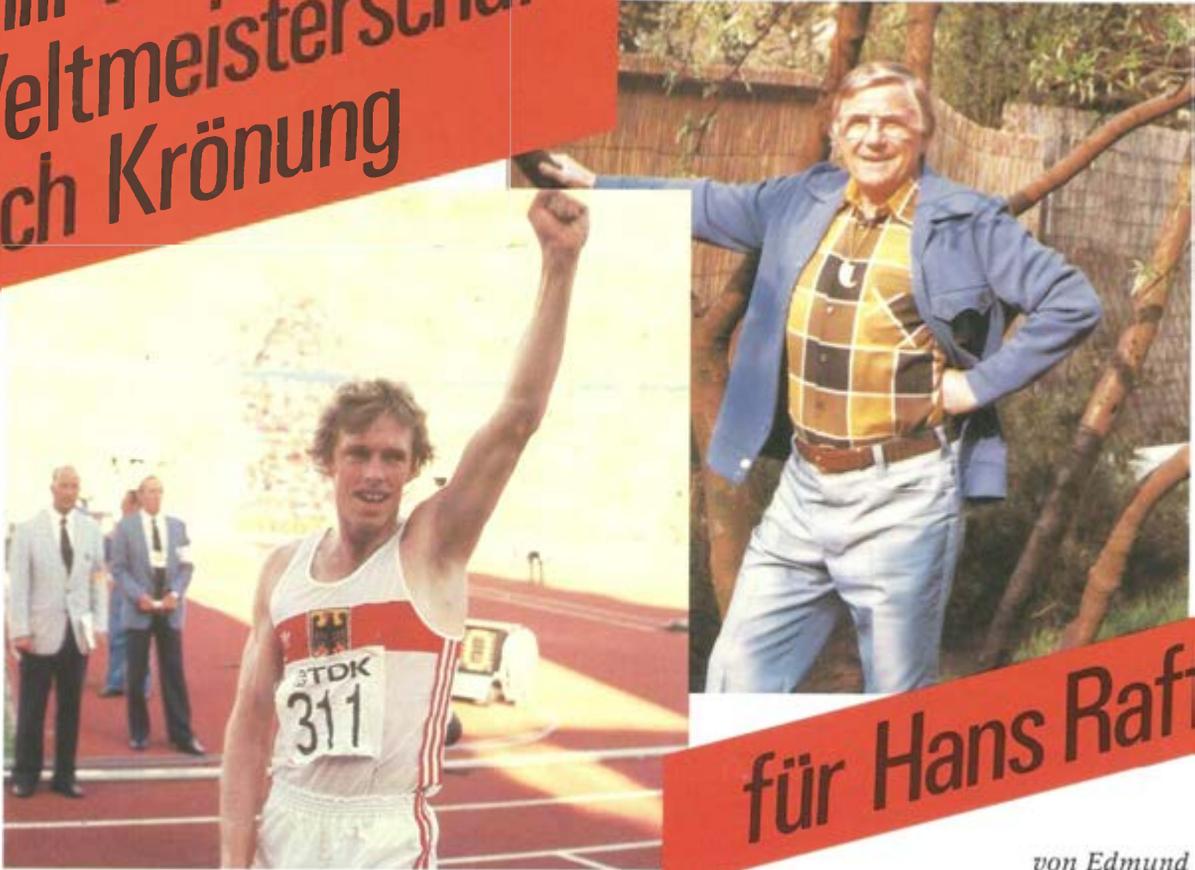
'Middlesbrough', und in Atlanten erscheint 'Teesside'. Und Sie sprechen jetzt von Cleveland. Wie heißt die Stadt denn nun wirklich?" fragt mich ein Junge. „County of Cleveland“ ist seit dem 1. 4. 1974 die offizielle Bezeichnung, klärte ich ihn auf. Vier Distrikte gehören dazu: Middlesbrough, Stockton-on-Tees, Langbaugh und Hartlepool, geordnet nach der Größe der Einwohnerzahl, die insgesamt bei knapp 600.000 liegt. „Teesside“: diese Bezeichnung findet man noch auf den meisten Autobahnschildern, im Namen des Flughafens „Teesside Airport“, im Begriff „Teesside Law Courts“ und im Namen einer Schule von überregionaler Bedeutung: „Teesside Polytechnic“; ansonsten gehört der Begriff der Geschichte an; denn am 31. 3. 1974 wurde der Existenz der Stadt mit diesem Namen ein Ende gesetzt, ein Ende, das bereits kam, nachdem Teesside gerade erst begonnen hatte zu existieren, nämlich im April 1968, als Middlesbrough, Redcar, Stockton, Thornaby, Billingham und Eston zu der neuen Einheit „Teesside“ zusammengeschlossen wurden. Bis dahin war der Jugendaustausch eine reine Angelegenheit zwischen Oberhausen und Middlesbrough, von dem ursprünglich in den Jahren 1952/53 die Initiative zum Kontakt ausgegangen war. 1974 wurde der Jugendaustausch dann voll von Cleveland übernommen, was allein schon darin seinen Ausdruck findet, daß der Vorsitzende vom Cleveland County Council die Oberhausener Jugendlichen im Sitzungssaal offiziell empfängt, begrüßt und anschließend bewirbt, hin und wieder unter Anwesenheit des Bürgermeisters von Middlesbrough.

Ich muß den Brief abschließen. Der Zug beginnt bereits zu bremsen. Weiteres über unsere Patenstadt demnächst.

Herzliche Grüße an Dich und Rosi, Eure Ruth und Horst.

# Willi Wülbecks Weltmeisterschaft auch Krönung

Der Trainer Hans Raff und sein Lieblingsschüler Willi Wülbeck in Siegerpose im Olympia Stadion von Helsinki



## für Hans Raff

von Edmund Koch

„Ich hatte die Gabe, so zu begeistern, daß die Begeisterung ein Leben lang anhält.“ Dieses Fazit zieht Hans Raff (73) einer der erfolgreichsten deutschen Trainer in der Leichtathletik. Seit fast sechzig Jahren ist er ein Aushängeschild für den Oberhausener Sport. Gekrönt wurde seine Laufbahn als Trainer am 9. August 1983 gegen 16.00 Uhr, ein sonniger Nachmittag. Schauplatz des Ereignisses war das Olympia-Stadion von Helsinki, Star sein Lieblingsschüler Willi Wülbeck

(29), der Weltmeister über 800m in der neuen deutschen Rekordzeit von 1:43,65 min. wurde. Der zehnfache Deutsche 800m-Meister in Serie, eine einmalige Bilanz, setzte damit sich und seinem Trainer Hans Raff die Krone auf.

„Trainer war ich eigentlich immer“, blickt Raff zufrieden zurück. Erst trainierte er sich selbst, dann auch seine Mannschaftskameraden, später Hunderte junger Männer und Jugendlicher im Vereins- und Schulsport sowie als Werks-Trainer.

### Von Sander-Domagalla bis Kirsch

An welchen Namen seiner Schützlinge erinnert er sich aus dem Stehgreif:

Maria Sander-Domagalla, Rolf Lamers, Jens Reimers, Dirk Wippermann, Fritz Roderfeld, Reiner Schmelz, die Brüder Georg, Karl, Willi und Ernst Grünsfelder, Adi Bötefür, Heinz Wegener, Adolf Schwarte, Helmut Janz, Wolfgang Forster, Conny Pick, Karlfried Dörning, Herbert Zimmer, Ernst Vie-

Hans Raff  
Deutscher Rekord  
5000m 1936  
in Wittenberg



August Kirsch  
(heute Präsident  
des DLV) mit  
Karlfriedrich  
Rückebeil, in der  
4 x 400m Staffel,  
Deutscher Meister 1948



Maria Sander-  
Domagalla oft-  
malige Deutsche  
Meisterin:  
100m, 80m Hürden-  
lauf und im Fünf-  
kampf, Silber- und  
Bronzemedaillen-  
gewinnerin 1952 in  
Helsinki.



bahn, Günther Stolz, Willi Wülbeck und als Männer der ersten Stunde nach dem zweiten Weltkrieg Karlheinz Surray, Karlfried Rückebeil, Walter Krapoth und August Kirsch. Die letzten vier Läufer hatten die erste Deutsche Meisterschaft für Rot-Weiß Oberhausen gewonnen.

Die Liste dieser hochkarätigen Sportler ist mit zahlreichen Titeln, Länderkämpfen und Olympischen Spielen verbunden. Sie alle hatten das Glück, einen vom Erfolg besessenen Trainer, einen excellenten Praktiker und Menschen, der sich intensiv um sie kümmerte, zu haben.

### Beginn bei Eichenkreuz Osterfeld

So schildert Hans Raff seine persönliche Laufbahn als Aktiver:

1925 als 15-jähriger Mitglied bei Ei-

chenkreuz Osterfeld, Wechsel zum Turnerbund Osterfeld und bei Versetzung des Vaters nach Oberhausen zum OTV 73. Hier begann seine große Zeit, die in mehrfachen Deutschen Meisterschaften über 1500m, 3.000m-Hindernis und 5.000m, Länderkämpfen, deutschen Rekorden und Teilnahme an den Olympischen Spielen 1936 sowie Siegen gegen Weltklasse-Läufer gipfelte. Später schloß sich Raff dem VfL 97 Oberhausen und 1947 RWO an.

„1935 begegnete ich“, so Raff, „Otto Waitzer, dem Trainer der deutschen Olympia-Mannschaft von 1928. Es folgten Lehrgänge mit der deutschen Spitzenklasse und im gleichen Jahr ein vierter Rang im Endlauf bei den Deutschen Meisterschaften über 1500m.“

Meinen ersten internationalen Erfolg schaffte ich im gleichen Jahr, als

ich in Amsterdam den 1500m-Lauf gegen Weltrekordler Gene Fenske gewann.“

### Mit 39,3 Fieber bei der Olympiade

Pech hatte Raff bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin: „Ich war an einer schweren Angina erkrankt und lag im Berliner Westend-Krankenhaus. Meine Bitte, dennoch zu laufen, erfüllte der Arzt. Mit 39,3 Fieber startete ich im 3.000m-Hindernislauf, mußte aber in der fünften Runde aufgeben.“

Erst 1937 beteiligte ich mich wieder an Rennen und wurde bei den Deutschen Meisterschaften über 5.000m Zweiter. Es folgte mein zweijähriges Studium an der Reichsakademie für Leibesübungen in Berlin zum Sportlehrer. 1940 trainierte ich wieder gezielt und been-

Heinz Fallak  
im RWO-Dreß  
Bestleistung 7,39m  
im Weitsprung



Helmut Janz,  
65 Länderkämpfe,  
siebenmal  
Deutscher Meister  
über 400m Hürden  
Deutscher- und  
Europarekord in  
49,8 Sek



von links: Karl-  
Heinz Surrau, Ernst  
Döring 3 x 1000m,  
Deutscher Meister  
und Rekordstaffel 1951



dete diese Saison als Vize-Meister über 3.000m-Hindernis und Dritter über 5.000m.

1941 war mein bestes Jahr! Erst lief ich in der Berliner Deutschlandhalle 3.000m gegen die Weltelite und gewann. Dann holte ich mir bei den Deutschen Meisterschaften den 5.000m-Titel gegen den legendären Max Syring, der damals die Weltreihung anführte. 1948 beendete ich meine aktive Laufbahn und wurde noch einmal Deutscher Meister der Altersklasse im Waldlauf.“

### Erinnerung an Adams und Hochgeschurz

Oberhausen hatte schon früher überragende Leichtathleten. Neben Hans Raff zählten Willi Adams (RWO) und Hein Hochgeschurz (VfL 97) sowie Fritz Schaumburg, der für Berlin und Mülheim startete,

zur deutschen Spitzenklasse. Nach dem zweiten Weltkrieg war Oberhausen dank Raff als Leichtathletik-Hochburg bekannt. Das war die große Zeit der RWO-Athleten, die mit dem roten Kleeblatt auf der Brust unter der Regie von Hans Raff von Sieg zu Sieg eilten. Maria Sander-Domagalla, Rolf Lamers, Helmut Janz, Jens Reimers, Dirk Wippermann, Heinz Wegener, Adolf Schwarte, Fritz Roderfeld u. a. behaupteten sich im Kreise der Top-Athleten.

An die achtzig Deutsche Meisterschaften holten die Raff-Schüler nach Oberhausen. Einer von ihnen setzte den Höhepunkt: Willi Wülbeck (29), Sport- und Biologie-Student aus Buschhausen, der in den letzten Jahren für den TV Watten-scheid 01 startete, aber Hans Raff als Trainer behielt.

### Wülbeck bei einem Test entdeckt.

Willi Wülbeck wurde 15-jährig bei einem Schulwaldlauf entdeckt, von Hans Raff geformt und drei Jahre später Vize-Europameister der Junioren. Es folgten zehn Deutsche Meisterschaften über 800m hintereinander, zwischendurch der vierte Platz bei den Olympischen Spielen 1976 in Montreal und die Weltmeisterschaft 1983 in Helsinki, der Wülbeck wenige Tage später den Europacup-Sieg in London zufügte. So ist es kein Wunder, daß Willi in der Bundesrepublik zum Leichtathleten des Jahres 1983 gewählt wurde.

Das Publikum in den Stadien der Welt mag den populären Willi, der ein stiller und bescheidener Mensch ist. Wenn der Oberhausener seine Runden auf Siegfürs dreht, dann

Reiner Schmelz,  
erster deutscher  
Jugendlicher  
über 4m im Stab-  
hochsprung. Zwei-  
maliger Deutscher  
Jugendmeister



Dirk Wipper-  
mann, mehr-  
maliger Deutscher  
Meister im Diskus-  
wurf. Deutscher  
Rekordmann und  
Vierter der Europa-  
meisterschaften.



Fritz Roderfeld,  
Deutscher Meister  
1966, 400m in  
46,3 Sek. Vizemeister  
über 100 und 200m.



tönt es tausendfach „Williii“. Ihm ist längst verziehen, daß er bei den Europameisterschaften in Prag den Start zum Endlauf verpaßte und in Athen enttäuschender Letzter geworden war. Wenn sich Willi nach einem gewonnenen Lauf mit einer Ehrenrunde beim Publikum für die stürmischen Anfeuerungsrufe bedankt und seine Spikes in die Zuschauererränge wirft, dann ist der Jubel beiderseits riesig. Der Funke Zuschauer – Sportler ist gezündet.

Der Deutsche Leichtathletik-Verband wird 1984 kaum umhinkommen, Willi Wülbeck den Rudolf-Harbig-Gedächtnis-Preis zu verleihen. Die Trophäe, die an den legendären 800m-Weltrekordler aus Dresden erinnern soll, schien schon 1983 für den Raff-Schüler reserviert, wurde jedoch an Ulrike Meyfarth übergeben.

### DLV-Spitze aus Oberhausen

Hans Raff hat nicht nur dem Oberhausener Sport wichtige Impulse gegeben, indirekt auch dem Deutschen Leichtathletik-Verband. Raff-Schüler waren es, die beim DLV wichtige Ämter hatten und den Kurs dieses großen Verbandes bestimmten: Professor Dr. August Kirsch als jahrelanger Präsident, früher Heinz Fallack und Conny Pick als Sportwarte, Herbert Zimmer als Pressechef, Karlfried Dörsing DLV-Trainer.

Sie alle zählen zu jenen, die einst von Hans Raff betreut und begeistert wurden, der ihnen neben sportlichen Fertigkeiten auch Lebensweisheiten mit auf den Weg gab. Der Erfolg, das ist nicht nur im Sport so, fordert seine Tribute. Raff verlangte viel, gab aber selbst noch mehr gemäß dem Motto „Was du

verlangst, sei selbst.“ Auf ihn war immer Verlaß. Wieviele Tausende Stunden mag er im Stadion Niederrhein mit seinen Schützlingen gearbeitet haben? Im Sport bei Erfolgen für sich und seine Schützlinge, in den vielen freundschaftlichen Kontakten sieht er eine Art Lebenserfüllung. Ihm sei gegönnt, daß er ausgangs seiner Trainer-Karriere die Weltmeisterschaft von Willi Wülbeck feiern darf.

Er selbst schildert die aufregenden 1:43,65 Minuten, die er als Zuschauer erlebte, wie folgt:

„Ich habe, als der Sieg für Willi feststand, zunächst keinen Laut von mir gegeben, lediglich „das kann doch nicht wahr sein“ zu mir selbst gesagt. Um mich herum war allerdings einiges los. Die Leute wußten mittlerweile längst, daß ich der Trainer von Willi bin. Sie gratulierten

Willi Wülbeck  
im Kreise seiner  
Sportkameraden  
von RWO



So sah man sie oft  
in den Arenen der  
Leichtathletik



mir spontan und überschwänglich. Ich hatte einen Ausweis, mit dem ich auf den Einlaufplatz kam. Dort trafen Willi und ich uns vor den Vor- und Zwischenläufen. Am Tag vor dem Finale gab ich DLV-Trainer Paul Schmidt den Rat, dem Willi zur besseren Nachtruhe ein Einzelzimmer zu besorgen. Das klappte dann auch. Schon bei den ersten Läufen, die Willi gewonnen hatte, merkte ich, wie stark er war. Das änderte sich auch im Finale nicht.

Die wichtigste Phase spielte sich gleich vor meinen Augen ab. Willi mußte sich bei dem starken Anfangstempo beeilen, um den Anschluß nicht zu verlieren. Er forcierte das Tempo, ging 200m vor dem Ziel an Europameister Ferner vorbei, passierte anschließend den Holländer Druppers und auch den Brasilianer Cruz. Robinson war

schon vorher überholt worden. Für sie alle war das Tempo zu Beginn des Laufes wohl zu schnell gewesen, nicht aber für Willi, der mit drei, vier Metern Vorsprung gewann.“

Die Krönung für zwei Sportler, für Willi Wülbeck und Hans Raff, war perfekt.

### **Stolz auf Oberhausener Leichtathleten**

Erfolgstrainer Raff hat sich seit ein paar Jahren aus der „Mühle“ zurückgezogen und betreut nur noch Willi Wülbeck. Der 73-jährige denkt daran, das auch in den nächsten zwei Jahren noch zu tun, um sich dann als Trainer zurückzuziehen.

„Der Willi hat noch ein paar gute Jahre vor sich und kann noch länger Weltklasse bleiben. Hoffentlich läßt ihm der Ruhm Zeit genug, ent-

sagungsreich zu trainieren.“ So Raff, der Kegeln, Wandern und Reisen auf seinem heutigen Freizeitprogramm hat. Im Kreise seiner alten Freunde beim Turnerbund Osterfeld fühlt er sich besonders wohl.

Die Ausnahmeperson Hans Raff ist nach wie vor mit wachem Auge im Sport dabei, kritisch wie eh und je, noch erstaunlich drahtig, lebenserfahren und wissend, daß er durch den Sport viel gewonnen, aber noch mehr gegeben hat.

Hans Raff hat bewiesen, daß der richtige Trainer aus Gutem Erstklassiges formen kann.

Im Laufe der Zeit eroberte er viele Titel. Einen davon gibt es auf keiner Aschenbahn zu gewinnen, ist aber besonders ehrenvoll: Hans Raff ist der „Vater Oberhausener Leichtathletik“.

# GALERIE AM KREDIT UND KULISSE FÜR DAS POLITISCHE WELTTHEATER



Über die Vielschichtigkeit des Kulturbegriffes läßt sich trefflich streiten. Kultur hängt an den Wänden einer Galerie, vollzieht sich auf der Theaterbühne oder erklingt im Konzertsaal, das ist sicherlich richtig. Alles, was der Mensch macht, ist Kultur, Kultur ist mit Kommunikation gleichzusetzen, auch das ist gewiß nicht falsch. Gerade auch in wirtschaftlich etwas weniger guten Zeiten singt man allüberall das hohe Lied von der enormen Bedeutung kultureller Aktivitäten, um ihr gleichsam im Schlußakkord per Rotstift mit dem Ausbluten zu drohen. Die Ebbe in den öffentlichen Kassen hat das Schlagwort von der „Kreativität des Mangels“ ans kulturelle Ufer gespült; wo man das Zusammenspiel von Kunst und Kommerz einst argwöhnisch beäugte, erschallt heute der Ruf nach Mäzenen für die Kultur. Ein Widerspruch? Kann sich eine nicht gerade üppig blühende Wirtschaft Mäzenatentum für die kulturelle Landschaft erlauben? In Oberhausen gibt es da viele positiven Antworten. Ohne aber das Engagement anderer Unternehmen herabwürdigen zu wollen, bekennt sich die Stadtparkasse mit dem eindeutigen „Ja“ aktiv zur

Kultur und den Notwendigkeiten einer Angebotsvielfalt im Freizeitbereich. Da bestaunten wir in den letzten Jahren den unermeßlichen Reichtum der Ikonenkunst, hörten die Ansichten des ehemaligen USA-Korrespondenten Lothar Loewe über einen „Cowboy im Weißen Haus“, Abenteuerliches von Weltumsegler Rollo Gebhard, Wissenschaftliches von Prof. Dr. Heinz Haber oder Phantastisches von Erich von Däniken. In der „Galerie

am Kredit“ hingen „Deutsche Expressionisten“, Werke des „Arbeitskreises Atelier“ aus dem Revierpark Vonderort, von Hermann Waldenburg oder Richard Gessner, man öffnete sich den „Expressionisten nach 1945“ ebenso engagiert wie den eigenwilligen Materialarbeiten eines Gerhard Losemann. Rund 20 Ausstellungen waren es in den vergangenen zweieinhalb Jahren, die Künstler aus unserer Stadt, aus der Region aber auch aus dem Ausland



*Die Kassenhalle der Stadtparkasse, ein repräsentativer Rahmen für Ausstellungen*



*Lothar Loewe im Kreis des Vorstandes der Stadtparkasse Oberhausen  
 2. Reihe von links: E. v. Däniken, A. Grosser, H. Haber, E. D. Lueg  
 3. Reihe von links: F. Nowotny, G. Rennert, P. Scholl-Latour, H. W. Vahlefeld*

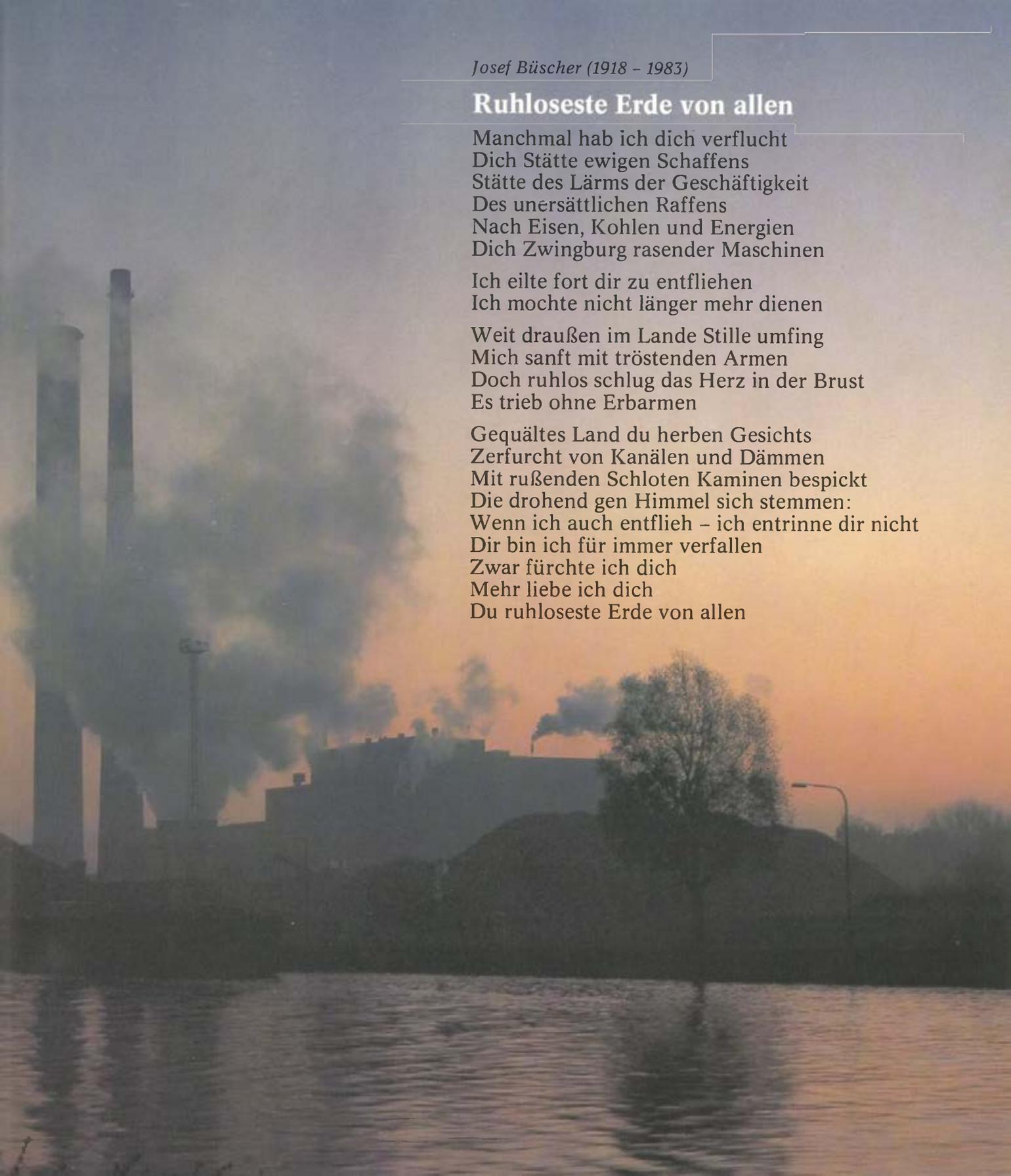
wie etwa den überaus erfolgreichen israelischen Maler Gershon Renert vorstellten, die aber auch, denn Information und Aufklärung sind für eine lebendige Kulturarbeit gleichermaßen unabdingbar wie anspruchsvolle Unterhaltung, mit „Glockengießer-Kunst“ oder „Exotischen Schmetterlingen“ vertraut machten, die den Weg „Von der Buchmalerei zum Buchdruck“ nachzeichneten, die mit Modelleisenbahnen die Herzen kleiner und großer Kinder höherschlagen ließen oder mit beinahe intimen Fotodokumenten die „Bergleute Europas“, unsere „Nachbarn im Revier“ und die bizarren Reize der „Rheinufer zwischen Duisburg und Wesel“ einer Öffentlichkeit zugänglich machten, der Schwellenangst nicht selten den Weg in eine traditionelle Galerie versperrt. Genau dieser Umstand ist es, der die Stadtparkasse zu einem unentbehrlichen Multiplikator unseres Kulturleben hat wachsen lassen. Alle Bevölkerungsschichten werden auf dem Weg zu ihrem Geld von Kunst und Informationen begleitet, der Geistesreichtum großer und kleiner Kultur erfährt in unmittelbarer Nachbarschaft zu materiellen Schätzen Beachtung nicht nur von Insidern. Und dann gibt der Veranstaltungskalender Namen preis wie Horst Schättle, Hans-Joachim Reiche, Dieter Kronzucker, Eva-Maria Thyssen, Alfred Grosser, Hans Joachim Friedrichs oder Dieter Balkhausen. Politologen oder Journalisten „nur“, aber was für welche. Sie sind Beleuchter der politischen Bühne und Rezensenten des politischen Welttheaters, die nicht mit der nüchternen Nachricht in den Vortragssaal der Sparkassenhauptstelle kommen, sondern mit schillernden Geschichten und Geschichtchen. Sie plaudern unverblümt aus den Nähkästchen mächtiger Politiker, beleuchten Washington und Moskau, Peking, London,



*Eröffnung der Ausstellung „Japan und seine Feste“ in der Kassenhalle*

Paris und Bonn aus hautnaher Perspektive. Viele Bürger unserer Stadt können sich so ein Bild von einer Politik machen, die zum Anfassen und bisweilen auch Abgewöhnen gleichermaßen ist. Die Faszination dieser Widersprüchlichkeit ist unverzichtbares Element eines Engagements, das nicht allein der Hauptstelle und den Zweigstellen der Sparkasse vorbehalten wird. So wird bei Großveranstaltungen wie etwa einer öffentlichen Auslosung des Prämiensparens oder bei Super-Discos mit Mal Sondock Nervenkitzel und fetzige Musik auf die Bühne der Stadthalle gezaubert, letzteres für ein sehr junges Publikum, dem die Stadt nur selten Heißes zu bieten hat. Belege dafür, daß es mit dem Wort vom „schnöden Mammon“ gar nicht mehr so viel auf sich hat, wenn er der Kultur zugute kommt, bietet

die Stadtparkasse reichlich. Als Jörg-Michael Bertz, einer der bundesdeutschen Repräsentanten des berühmten Londoner Auktionshauses „Christie’s“, vor rund zwei Jahren in der Sparkassenhauptstelle referierte, wurde die Atemlosigkeit des Spannungsfeldes von Kunst und Kommerz sichtbar. Da formte sich aber auch, wenn man so will, ein leicht verzerrtes Spiegelbild des Oberhausener „Kulturwertes Stadtparkasse“, das mit seinem kulturellen Engagement in unserer Stadt allerdings keinen kommerziellen Mißbrauch treibt. Die Gratwanderung zwischen Kultur und Kommerz birgt die Gefahr der Peinlichkeit, im Kulturvokabular der Stadtparkasse kommt dieses Wort jedoch nicht vor.



*Josef Büscher (1918 – 1983)*

## **Ruhloseste Erde von allen**

Manchmal hab ich dich verflucht  
Dich Stätte ewigen Schaffens  
Stätte des Lärms der Geschäftigkeit  
Des unersättlichen Raffens  
Nach Eisen, Kohlen und Energien  
Dich Zwingburg rasender Maschinen

Ich eilte fort dir zu entfliehen  
Ich mochte nicht länger mehr dienen

Weit draußen im Lande Stille umfing  
Mich sanft mit tröstenden Armen  
Doch ruhlos schlug das Herz in der Brust  
Es trieb ohne Erbarmen

Gequältes Land du herben Gesichts  
Zerfurcht von Kanälen und Dämmen  
Mit rußenden Schloten Kaminen bespickt  
Die drohend gen Himmel sich stemmen:  
Wenn ich auch entflieh – ich entrinne dir nicht  
Dir bin ich für immer verfallen  
Zwar fürchte ich dich  
Mehr liebe ich dich  
Du ruhloseste Erde von allen

**D**ieses Jahrbuch ist das erste einer Serie, deren Herausgeber sich zum Ziel gesetzt haben, unsere Stadt aus den verschiedensten Blickwinkeln darzustellen und eine Art „Oberhausener Archiv“ zu schaffen.

Geschichte (und Geschichten) werden lebendig, Pläne und Probleme anschaulich gemacht. Das Jahrbuch faßt in loser Folge Beiträge aus allen Lebensbereichen zusammen, es ist reichlich und überwiegend farbig illustriert – ein Lese- und auch Bilderbuch für interessierte Bürger und für alle, die mit unserer Stadt verbunden sind.

Schwerpunktthemen dieser Ausgabe sind die Geschichte der Oberhausener Industrie, ein Bildbericht „Oberhausen aus dem Korb“ mit interessanten Luftaufnahmen und ein historischer Abriß der Entstehung unseres Rathauses und seiner drei Vorgänger.



*Rathaus Oberhausen, 1874*



*Rathaus Osterfeld, 1894*



*Rathaus Sterkrade, 1888*